



Die Brücke

1995

„Die Brücke“

Dunninger Jahrbuch
1995



Hauptstraße in Seedorf (jetzt Waldmössinger Straße), um 1925.

Inhaltsverzeichnis

1.	Grußwort des Schriftführers	S.	1
2.	Geleitwort des Bürgermeisters	S.	2
3.	Im Wechselrahmen: Herbert Rebholz	S.	3 - 4
4.	Jahresrückblick des Bürgermeisters	S.	5 - 14
5.	Barfuß in die Schule, Andreas Mauch	S.	15 - 16
6.	Umsturz auf der Stampfe, Anton Mauch	S.	17 - 19
7.	Das Unheil kam über den Steppen, Julius Wilbs	S.	20 - 22
8.	Das Ende des Krieges, Hermann Flaig	S.	23 - 25
9.	Vom russischen Winter ins Lazarett nach Donaueschingen, Josef Burri	S.	26 - 28
10.	Kriegsende, Inge von Werden	S.	29 - 34
11.	Sinnloser Widerstand in der Locherhofer Straße, Oswald Kammerer	S.	35
12.	Wie ich den Umsturz erlebte, Lina Hils	S.	36 - 38
13.	Als Gefangener in Dunningen, Claude Charpin	S.	39 - 44
14.	In französischer Gefangenschaft, Josef Hauser	S.	45 - 46
15.	In russischer Gefangenschaft, Ludwig Baumann	S.	47 - 48
16.	Dunningen - Endstation einer Flucht, Margarete Laufer u. Isolde Hafner	S.	49 - 50
17.	20. April 1945, Ernst Glatthaar	S.	51
18.	1945 - Schlaglichter	S.	52 - 54
19.	Die Geschichte der Dunninger Realschule, Julius Wilbs	S.	55 - 58
20.	Die Agatha Kapelle in Seedorf, Julius Wilbs	S.	59 - 60
21.	Die „Alte Dunninger Orgel“ erklingt nun am Fuße der Karpaten, Peter Hirsch	S.	61 - 62
22.	Konstantin Rapp´s Urlaub am Schliersee, Konstantin Rapp	S.	63 - 67
23.	Es geschah vor... (Gedenktage 1996)	S.	68 - 69
24.	Die Dunninger Chronik 1995	S.	70 - 74
25.	Die Seedorfer Chronik 1995	S.	75 - 78
26.	Die Dunninger Ehrentafel	S.	79
27.	Geburten, Eheschließungen, Sterbefälle	S.	80
28.	Aus unserer Gemeinde sind verstorben	S.	81 - 83
29.	Zum guten Schluß	S.	84

Konto des Heimat- und Kulturvereins:

65664000	bei der Raiffeisenbank Seedorf	BLZ 600 692 66
635736	bei der Kreissparkasse Rottweil	BLZ 642 500 40
10744002	bei der Volksbank Dunningen	BLZ 642 632 73

Mit einer Spende unterstützen Sie unsere Arbeit

Herausgeber:	Gemeinde Dunningen
Schriftleitung:	Julius Wilbs
Druck:	Nußbaum - Verlag RW
Auflage:	350 Exemplare
Redaktionsschluß:	01.12.1995

Liebe Leserinnen und liebe Leser !

Auch „Die Brücke“ geht mit der Zeit, oder die Zeit geht mit der „Die Brücke“. Wie man`s eben nimmt. Diese 10. Ausgabe wurde, wie Sie sicher sofort gesehen haben, nicht mehr mit der guten alten Schreibmaschine geschrieben, sondern mit dem Computer. Sie ist dadurch auch noch besser lesbar geworden, insbesondere für unsere älteren Leserinnen und Leser. Auch die äußere Aufmachung hat sich etwas verändert, leider, doch muß auch die Gemeinde Dunningen sparen.

Nun aber zum Inhalt: In der letzten Ausgabe habe ich angekündigt, daß dieses Jahr ganz dem Rückblick auf das Kriegsende vor 50 Jahren gewidmet sein soll. Ich glaube, das ist uns gelungen. Meine Bitte an Sie ist auf ein gutes Echo gestoßen. So werden Sie hauptsächlich auf Schilderungen stoßen, die sich mit Erlebnissen aus dem Jahre 1945 befassen. Ich möchte mich bei allen recht herzlich bedanken, die mir ihre Erlebnisse aufgeschrieben haben. Das angekündigte kleine Dankesgeschenk wird Ihnen im Frühjahr noch übersandt werden.

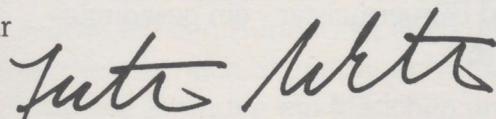
Danken möchte ich auch meinen beiden Kollegen, Herrn Bohnacker und Herrn Rebholz, die beide tatkräftig mitgeholfen haben, diese Berichte aufzunehmen und zu bearbeiten. Dank wiederum auch an Herrn Rudi Merz aus Seedorf, der wie immer die Seedorfer Jahreschronik geführt hat.

Gestatten Sie mir noch einen Blick in die Zukunft. „Die Brücke“ des Jahres 1996 wird sich mit der Nachkriegszeit beschäftigen (1946 - 1964). Falls Sie uns dazu etwas zu berichten wissen (z.B. über die Schulzeit, über Persönlichkeiten des Vereinslebens oder der kommunalen Politik, über Ereignisse in Schule oder Pfarrei), bitten wir Sie wiederum um Zusendung. Wir möchten weiterhin Brücken zu unsern Lesern schlagen und mit Ihnen in Verbindung bleiben.

Die Ereignisse im Nahen Osten, im ehemaligen Jugoslawien und in Nordirland lassen uns trotz gelegentlicher Rückschläge hoffen, daß die Welt und die Menschen sich doch noch auf ein friedlicheres Miteinander einigen können.

Ich jedenfalls wünsche Ihnen allen ein gesegnetes und gnadenreiches Weihnachtsfest und auch im persönlichen Bereich ein friedvolles und gesundes neues Jahr 1996.

Ihr



Julius Wilbs



Geleitwort

Liebe Freunde und Leser unserer Brücke,

mit der diesjährigen Ausgabe feiert unsere „Brücke“ ihren 10. Geburtstag. Insbesondere die auswärts wohnenden Leser - überwiegend ehemalige Mitbürgerinnen und Mitbürger - freuen sich alljährlich über unser kleines Geschenk und können sich dadurch über die Geschehnisse in unseren 3 Dörfern informieren. Über die positive Resonanz, die wir von vielen erfahren dürfen, freuen wir uns immer wieder.

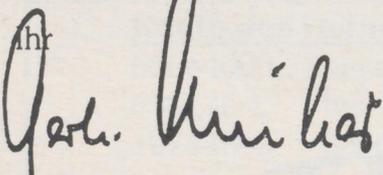
In meinem letztjährigen Geleitwort habe ich die Eindrücke über meine Bolivienreise, die ich im Februar 1994 machte, geschildert und die Armut - zugleich einhergehend mit Zufriedenheit- in Lateinamerika beschrieben. Heute möchte ich wieder unsere Probleme und Sorgen, die uns bewegen, in der gebotenen Kürze ansprechen.

Noch vor wenigen Jahren galt Baden-Württemberg als „Musterländle“; unsere Wirtschaft boomte und die Arbeitslosigkeit war die geringste im gesamten Bundesgebiet. Zwischenzeitlich mußten wir eine nie dagewesene Wirtschafts- und Strukturkrise hinnehmen, deren Auswirkungen - trotz aller Hoffnungsschimmer - auch weiterhin zu spüren sein werden. Unsere Schlüsselindustrien erholen sich nur langsam, lohnkostenintensive Produkte werden in Fernost oder im früheren Ostblock hergestellt. Lean-Production heißt allenthalben und überall das Zauberwort und als Konsequenz hieraus werden immer mehr Menschen arbeitslos. Die Arbeitslosenquote hat sich in Baden-Württemberg innerhalb von zwei Jahren verdoppelt. Noch mehr Sorge bereitet mir die starke Zunahme der Langzeitarbeitslosen - auch bei Jugendlichen - und die automatisch damit einhergehende Steigerung der Ausgaben für die Sozialhilfe. Obgleich Lösungsansätze aus partieller Sicht immer wieder aufgezeigt werden, ein Patentrezept zur Lösung dieses globalen Problems konnten bislang weder die Politik noch die Tarifpartner präsentieren.

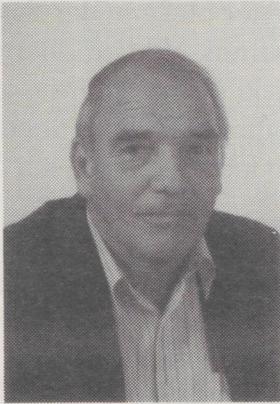
Wichtig erscheint mir, daß wir alle zunächst etwas bescheidener werden, unser Anspruchsdenken ein Stück weit zurückstecken und mehr Solidarität gegenüber dem Schwächeren beweisen sollten. Mir ist dabei klar, daß dieser Moralappell die weltweit bestehenden Wirtschafts- und Beschäftigungsprobleme nicht lösen kann, aber er stellt die Grundvoraussetzung für jeden Lösungsansatz dar.

Allen Dunningern, Seedorfern und Lackendorfern in der Ferne und daheim wünschen wir - Gemeinderat, Ortschaftsräte, Ortsvorsteher und Bürgermeister - ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes und friedvolles Jahr 1996.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Gerhard Winkler
Bürgermeister

Im Wechselrahmen



Geboren wurde ich im Jahre 1937 in Oberndorf a.N. und wuchs zusammen mit zwei Schwestern in die Kriegszeit und in die Wirren der Jahre nach 1945 hinein.

Mein Vater war Friseur, die Mutter half ihm im Geschäft und führte den Haushalt. Mit am Tisch saßen mitunter auch tschechische Fremdarbeiter, Friseurgehilfen des Vaters. Turbulent waren meine ersten Schuljahre: überfüllte Klassen, wegen des Krieges kaum Lehrkräfte, drei statt vier Grundschuljahre, tagsüber und vor allem nachts Fliegeralarm, Bombenangriffe auf die Waffenstadt Oberndorf, Einmarsch und Kriegsende...

Mit dem Wechsel auf das Progymnasium normalisierten sich die Zustände. Die „Mittlere Reife“ legte ich in Oberndorf ab, das Abitur war nur in Rottweil zu „bauen“, in meinem Falle am Leibniz-Gymnasium. Mit dem Arbeiterfrühzug kurz nach sechs gings in die Kreisstadt, meist erst spät abends zurück. Gerne erinnere ich mich an die Mittagspause. Dann wurde gekickt auf dem Schulsportplatz. Einem der eifrigsten Bolzer, einem hochaufgeschossenen Schulkameraden des Jahrgangs über mir, begegnete ich später wieder in Gestalt des Kollegen Wilbs. Nach der Reifeprüfung 1956 begann ich beim „Schwarzwälder Boten“ die Berufsausbildung als Redakteur. Innerhalb von 4 Jahren durchlief ich als Redakteursvolontär und später als Jungredakteur alle Stationen eines Schriftleiters, von der politischen Berichterstattung über das Ressort Sport bis zum Feuilleton. Vor allem aber war ich eingesetzt als Lokalredakteur und verfaßte Berichte von der Generalversammlung der Kleintierzüchter bis hin zur Würdigung der Alpirsbacher Kreuzgangkonzerte.

Das Jahr 1960 brachte den Berufswechsel: Zwei Jahre Lehrerstudium am Pädagogischen Institut in Weingarten. Eine nervenaufreibende berufliche Herausforderung waren die ersten drei Jahre als Einklassenlehrer in Bärenthal bei Beuron: 57 Schüler aller Klassen in einem Unterrichtsraum!

Einen privaten und beruflichen Einschnitt kennzeichnete das Jahr 1966: Mit Ingrid Stöcker schloß ich den Bund fürs Leben und wurde an die (für damalige Verhältnisse) riesige Bilharz-Schule nach Sigmaringen versetzt. In der „Hohenzollerischen Residenz“ wurden auch unsere 3 Kinder, ein Mädchen und zwei Jungen, geboren. Das verhältnismäßig ruhige Klassenlehrer-Leben wurde schon nach eineinhalb Jahren jäh unterbrochen, als in der Sigmaringer Kreisgemeinde Langenenslingen ein Schulleiter als „Notnagel“ benötigt wurde. Sieben Jahre verbrachten meine Familie und ich in Langenenslingen, bis ich 1975 Konrektor in Seedorf wurde und nach guter alter Schwabenart, des Wanderlebens müde, in Dunningen ein Häusle baute. Seit 1978, nach dem Ausscheiden von Rektor Leo Schorp, leite ich nunmehr die Grundschule Dunningen in Seedorf. Sie ist mit zur Zeit 355 Schülern in 13 Klassen die mit Abstand größte selbständige Grundschule im Kreis Rottweil.

Denke ich über prägende Ereignisse in meinem Leben nach- und dazu ist man ja gezwungen, wenn man sich im „Wechselrahmen“ äußern soll - so möchte ich zwei Punkte herausgreifen:

➔ Unauslöschliche Eindrücke haben als Kind in mir die Kriegs- und Nachkriegszeit hinterlassen. Heute noch erschrecke ich bis ins Mark beim Aufheulen einer Sirene, bin

allergisch gegen jedwede Art von Intoleranz, zornig und traurig zugleich beim Anblick einer weggeworfenen Scheibe Brot auf dem Schulhof...

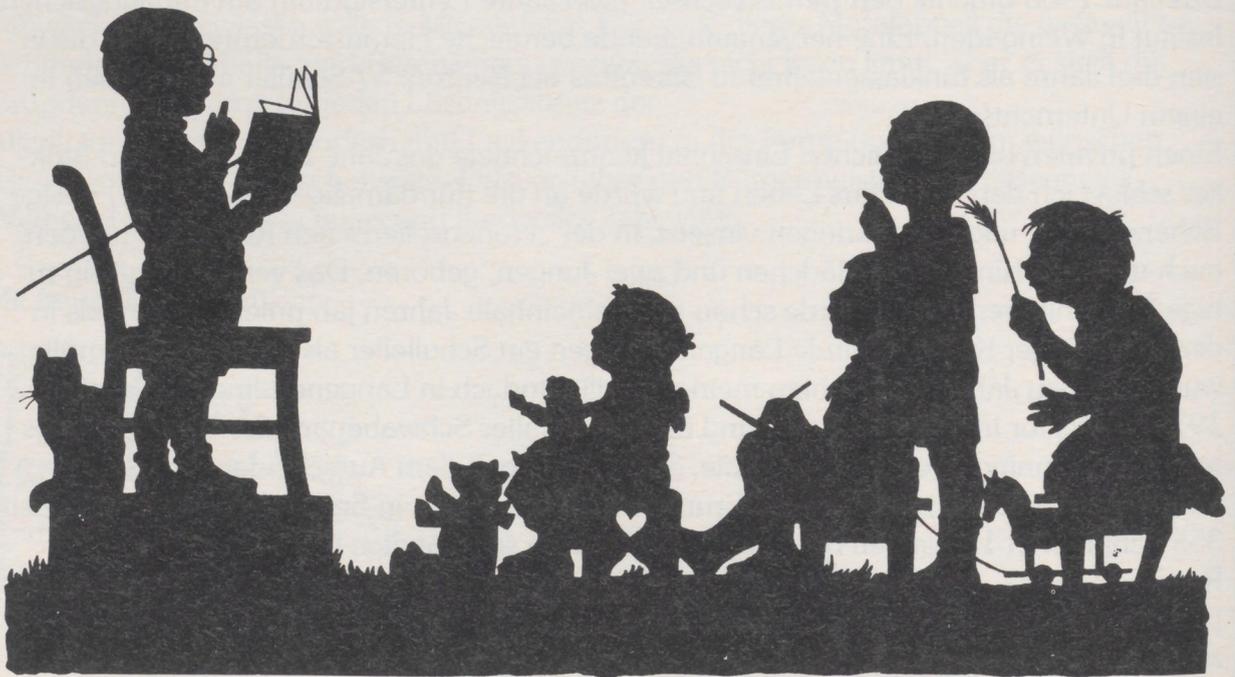
→ Von sportlichen Aktivitäten waren in der Freizeit die Jahre als junger Mann gekennzeichnet. Neben der Leichtathletik stand der Fußball an vorderster Stelle in der damaligen A-Klasse in Oberndorf und in der 2. Amateurliga in Weingarten. Mit der Oberndorfer Mannschaft habe ich auch gegen Dunningen und Seedorf gekickt und erinnere mich gern an einige alte gegnerische „Haudegen“, so an den Lehrer Günther Maurer in Seedorf und an die Dunninger Ali Loga, Ede Ginter und Alf Mauch. Mit letzteren habe ich dann noch einige Jahre in der Dunninger AH gespielt.

Viel Arbeit und noch mehr Spaß machte Ende der 70er-Jahre die Leitung des Fördervereins für ein Sportzentrum in Dunningen. Damals wurde mit großem Erfolg das allererste Dunninger Dorffest gefeiert. Heute bin ich passives Mitglied in einem Seedorfer und mehreren Dunninger Vereinen.

Wenn mir die recht anstrengende Berufsarbeit als Rektor Zeit läßt, werke ich mit Begeisterung im Garten (da schlagen die Erbanlagen meiner bäuerlichen Vorfahren voll durch), fahre in den Ferien mit dem Wohnwagen durch Südfrankreich, wandere und fröne meiner ungebremsten Lesewut.

Meiner Familie und mir gefällt es ausnehmend gut in der Gesamtgemeinde Dunningen. Sie ist uns zur Heimat geworden.

Herbert Rebholz



Jahresrückblick

Meine sehr verehrten Damen,
meine sehr geehrten Herren,

nach der letzten Jahresschlußsitzung wurde mir verlegen zugeflüstert, daß der Jahresrückblick ja recht und gut gewesen sei, aber zu lange. Ähnliches Empfinden hätten zuweilen auch die Leser unserer "Brücke". Deshalb will ich heute zumindest den Versuch unternehmen, mich auf das Wesentliche zu konzentrieren, die wichtigste Entwicklung in unserer Gemeinde im Jahre 1995 aufzeigen und dabei aber auch unsere Sorgen ansprechen.

- Die primäre Aufgabe einer Gemeinde ist die Daseinsvorsorge für ihre Bürgerschaft und das Bemühen, die erforderlichen, öffentlichen aber auch privaten Infrastruktureinrichtungen zu schaffen bzw. die Rahmenbedingungen dafür vorzugeben. Dabei gilt es auch, um ein Gleichgewicht zwischen den einzelnen Interessen- und Altersgruppen bemüht zu sein. 23 % unserer derzeit 5.690 Einwohner sind Schüler zwischen 6 und 16 Jahren und 17 % unserer Einwohner sind älter als 60 Jahre. Für diese zusammen 40 % unserer Einwohner wollen wir im kommenden Jahr mit den wohl zwei größten Bauprojekten, die in unserer Gemeinde je gebaut wurden, beginnen. Die bauvorbereitenden Maßnahmen für den Neubau der dringend notwendigen Fachräume für unsere Haupt- und Realschule und für die endgültige Unterbringung der Jacob-Mayer-Schule sind soweit gediehen, daß im Mai des kommenden Jahres mit dem ca. 9 Mio. DM teuren Schulneubau begonnen werden kann. Nach Gesprächen beim Oberschulamt und beim Regierungspräsidium können wir von einer maximalen Landesförderung von ca. 6 Mio. DM ausgehen; der Gemeinde verbleiben demnach ca. 3 Mio. DM, die es überwiegend mit Schulden zu finanzieren gilt. Die Handlungsspielräume der nächsten Jahre werden dadurch ganz entscheidend eingeengt. Der Schulraumbedarf über ca. 1.400 qm Programmfläche wurde bereits vor über 4 Jahren vom Oberschulamt anerkannt, zumal die derzeitigen Verhältnisse in der Tat unzulänglich sind. Es gilt den Schulstandort Dunningen, insbesondere unter Berücksichtigung der Realschule und der neu eingerichteten Werkrealschule, für unser Umland attraktiv zu erhalten. Im Rahmen des 25jährigen Jubiläums der Realschule im Herbst dieses Jahres habe ich dazu ausgeführt, daß unsere Schulen die wichtigste überörtliche Infrastruktureinrichtung unserer Gemeinde sind und private Dienstleister hiervon ganz erheblich profitieren. Richtigerweise hat der Gemeinderat im Februar dieses Jahres die Vollunterkellerung des Neubaus beschlossen. Das Platzangebot im Schulzentrum ist beschränkt, Räume kann man erfahrungsgemäß nie genug haben und eine nachträgliche Unterkellerung ist bekanntermaßen nicht möglich. Über die Art der Heizung war zum Zeitpunkt des Diktats dieses Jahresberichtes noch keine Entscheidung getroffen. Derzeit laufen noch die Prüfungen und Berechnungen zum möglichen Einbau einer Holzhackschnitzelfeuerungsanlage, die mittelfristig über ein Nahwärmenetz das gesamte Schulzentrum, einschließlich des Rathauses und des Altenzentrums versorgen soll.

Wir wissen alle, daß die fossilen Brennstoffe, Heizöl und Erdgas, in ein paar wenigen Generationen aufgebraucht sind und diese hochwertigen Primärenergien im Grunde genommen zu schade für das Verbrennen sind. Durch die CO₂-neutrale Verwendung von Holz können wir darüber hinaus einen Beitrag für den Umweltschutz leisten und gleichzeitig kaum oder nur schwer vermarktbare Holz aus unseren Wäldern oder Resthölzer, die ansonsten unsere Deponien belasten, sinnvoll einsetzen. Mir ist sehr wohl bekannt, daß gewisse finanzielle und auch organisatorische Risiken damit verbunden sind; auch die Verärgerung bei den Stadtwerken Schramberg als unserem Erdgaslieferanten ist -

nachdem ca. 7,5 Mio. DM Vorleistungen erbracht worden sind und gleichzeitig der Erdgasverbrauch hinter den Erwartungen zurückbleibt - für mich verständlich und nachvollziehbar. Nur: Wenn schon die öffentliche Hand beim Einsatz von regenerativen und umweltschonenden Energien zurückschreckt und nicht bereit ist, gewisse finanzielle Nachteile oder Risiken in Kauf zu nehmen sowie Vorbildfunktion zu übernehmen, wer soll es denn dann tun? Sie sehen meine Damen und Herren, aus einem Schulhausbau kann man sehr wohl Infrastruktur- und Umweltprobleme festmachen.

- Das zweite Großprojekt, das wir - d. h. die Sozialgemeinschaft Dunningen e. V. als Erfüllungsgehilfe der Gemeinde - 1996 beginnen wollen, war wohl der kommunalpolitische Zankapfel Nr. 1 in unserer Gemeinde im Jahre 1995. Zwei Gemeinderatsentscheidungen, ein Bürgerantrag mit nahezu 500 Unterschriften, Leserbriefe, eine Petition an den Landtag, Rücktritte im Vorstand der Sozialgemeinschaft und persönliche Anfeindungen waren notwendig bzw. geschahen, um den Weg für konkrete Bauplanungen für das Altenzentrum freizumachen. Ich gestehe jedermann zu, zur Denkmalschutzwürdigkeit dieses ca. 100 Jahre alten Fabrik- und Wohngebäudes seine ganz persönliche Meinung zu vertreten und dafür sich sogar auch zu verkämpfen. Nur, dieses Recht sollte dem Andersdenkenden - z. B. mir oder der Mehrheit des Gemeinderates - auch zugestanden werden. Unter Berücksichtigung, daß nach objektiver Beurteilung keine Denkmaleigenschaft vorliegt, der zu erwartenden funktionalen Nachteile und der Tatsache, daß in ca. 6 m Tiefe LCKW-Altlasten anstehen, war der vollständige Abbruch zumindest aus meiner Sicht die richtige Entscheidung. Derzeit wird die Wettbewerbsarbeit des 1. Preisträgers beim Architektenwettbewerb überarbeitet und eine erste Kostenschätzung durchgeführt. Der Vorstand der Sozialgemeinschaft hat zwischenzeitlich einstimmig beschlossen, anstelle des ursprünglich geplanten Pultdaches ein Satteldach aufzubringen. Wir meinen, daß diese Dachform sich ungleich besser in das Dorfbild einfügt. Unser Ziel ist es, nach den Sommerferien nunmehr endlich nach 8jähriger Diskussionsphase mit den Bauarbeiten zu beginnen und Ende des Jahres 1997 mit den Altenhilfeeinrichtungen in Betrieb zu gehen. Zu hoffen bleibt, daß die Einrichtungen auch angenommen werden und die 25 betreuten Altenwohnungen ihre Käufer und Mieter finden. Das von der LAKRA aufgelegte Anlegermodell und die Steuerersparnisse machen den Erwerb außerordentlich interessant. Auch nach Inkrafttreten des Pflegeversicherungsgesetzes zum 01.04.1995 mit dem ambulanten Teilbereich und unter Berücksichtigung der generellen Trends liegen wir mit unserem Konzept auf dem richtigen Wege. Soweit zu den Vorbereitungen der 1996 anstehenden beiden Großprojekte.

- Die Bereitstellung von Flächen für den Wohnungsbau und für Handwerk, Gewerbe und Industrie zählt nach wie vor zu den wichtigsten Aufgaben einer jeden Gemeinde; insbesondere dann, wenn die Struktur einer Gemeinde dies ganz zwangsläufig vorgibt. Die Strukturkrise in unserer Landwirtschaft wird sich leider aufgrund der internationalen Verflechtungen weiter fortsetzen und der Fremdenverkehr hat noch nie eine besondere Rolle in unserer Gemeinde gespielt. Deshalb bleibt uns nur, die Voraussetzungen zur Schaffung neuer Arbeitsplätze oder zumindest zum Erhalt der vorhandenen zu schaffen und den damit automatisch einhergehenden Bedarf an Wohnraum zu befriedigen. Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit eine Sorge ansprechen, die uns derzeit alle bewegt, und auf die ich auch in meinem diesjährigen Geleitwort in der "Brücke" eingegangen bin. Die Arbeitslosigkeit hat sich in Baden-Württemberg innerhalb von 2 Jahren verdoppelt, unsere Schlüsselindustrien weisen nur bescheidene Wachstumsraten auf, lohnintensive Produkte werden in Fernost hergestellt, Lean-Production heißt das Zauberwort, das Gewerbesteueraufkommen ist zumindest in unserer Gemeinde im Jahre 1995 auf ein Mini-

mum gesunken und die Sozialaufwendungen für die Landkreise und Gemeinden haben ein noch nie erreichtes Ausmaß angenommen. Diese wirtschaftlichen Probleme und Zusammenhänge sind globaler Art und können insbesondere nur in der Zusammenarbeit zwischen den Tarifpartnern gelöst werden; die Politik muß andererseits die richtigen Rahmenbedingungen schaffen. Lassen Sie mich zur Baulandbereitstellung in unserer Gemeinde zurückkommen. Die 2. Fortschreibung unseres Flächennutzungsplanes befindet sich im Verfahren und den gesetzlich vorgeschriebenen Landschaftsplan haben unsere Gremien zur Kenntnis genommen; diesen gilt es partiell und Zug um Zug umzusetzen. Nachdem in den Baugebieten "Brunnenacker-Steineleh" keine und im Gebiet "Hochwiese I" nur noch wenige Wohnbauplätze angeboten werden können, mußten die notwendigen Planungen und Grunderwerbsverhandlungen eingeleitet werden. Wir hoffen, daß der Bebauungsplan "Eichwäldle-West" im 1. Quartal 1996 Rechtskraft erlangen kann. Für beide genannten Baugebiete mußten wir aufgrund der Haltung einzelner Grundstückseigentümer erstmals das Instrumentarium der gesetzlichen Baulandumlegung einsetzen. Dabei handelt es sich um keine Enteignung, sondern um ein sauberes und faires Grundstückstauschverfahren; die Reaktionen der Grundstückseigentümer Eichwäldle-West im Rahmen der 1. Erörterungsverhandlungen bestätigen dies nachhaltig. Wir gehen davon aus, daß der erste Erschließungsabschnitt im Gebiet "Eichwäldle-West" im 2. Halbjahr 1996 angegangen werden kann, zumal wiederum eine Warteliste von ca. 10 Bauplatzbewerbern bei unserer Kämmerei vorliegt. Im Baugebiet "Hochwiese I" können wir noch 4 gemeindliche Baugrundstücke anbieten. In Lackendorf ist zunächst der Bedarf befriedigt; sobald eine entsprechende Interessenzahl vorhanden ist, können wir dort kurzfristig den rechtskräftigen Bebauungsplan "Stockacker-Bösinger Weg" umsetzen und weitere Bauplätze bereitstellen.

In diesem Zusammenhang ein paar Sätze zum Geschoßwohnungsbau. Seit 1992 wurden in Dunningen-Ort insgesamt 39 Wohneinheiten im Geschoßwohnungsbau erstellt, davon sind ca. 25 Wohneinheiten als Mietwohnungen ausgewiesen. Mit dem Bau weiterer 19 Wohneinheiten am Dorfbach sollte im Herbst dieses Jahres begonnen werden. Seit Anfang dieses Jahres können wir einen Umschwung feststellen; der Wohnungsmarkt hat sich entspannt, in den Amtsblättern und in den Tageszeitungen sind wieder mehr Vermietungsangebote als Mietgesuche zu lesen. Wir sollten deshalb mit der Umsetzung des für den Geschoßwohnungsbau vorgesehenen Gebiets östlich des Friedhofes etwas zuwarten und den Markt sorgfältig beobachten; dies schließt die Erarbeitung der planungsrechtlichen Voraussetzungen aber nicht aus. Wohnungsbauminister Töpfer hat erst vor wenigen Wochen beklagt, daß der Wohnungsbau in Deutschland zu teuer sei, junge Familien 500.000,-- DM und mehr nicht finanzieren könnten, der Anteil der Haushalte mit Wohnungseigentum im Vergleich zu unseren Nachbarländern unterdurchschnittlich und es durchaus machbar sei, den qm-Wohnraum unter 2.000,-- DM zu erstellen. Kostensparendes Bauen ohne Qualitätsverluste seien in erster Linie durch die Normierung der Bauelemente möglich. Ich teile diese Auffassung, nur darf dann nicht in gleichem Atemzuge der Bundesgesetzgeber das Bauland verteuern. Ich meine damit die gesetzliche Vorgabe des § 8 BNatSchG, wonach die Gemeinden verpflichtet sind, bei Inanspruchnahme auch intensiv bewirtschafteter landwirtschaftlicher Flächen als Baugelände ökologische Ausgleichsmaßnahmen, die letztlich der Häuslesbauer zu finanzieren hat, zu fordern. Die meisten Gemeinden haben schon in der Vergangenheit - ohne gesetzliche Verpflichtung - die ökologischen Belange sehr ernst genommen. Wir müssen im übrigen alles tun, um zu verhindern, daß der Wohnungsbau - gerade wegen der hohen Baukosten - eine noch nie dagewesene Rezession erfährt und somit auch im Hochbaubereich viele Menschen ihren Arbeitsplatz verlieren.

- Obgleich auch weiterhin eine starke Zurückhaltung bei Bauinvestitionen durch Handwerk, Gewerbe und Industrie besteht, müssen wir im kommenden Jahr unsere Bemühungen bzgl. der Ausweisung weiterer Gewerbe- und Industrieauflähen verstärken. In den Gewerbegebieten "Kirchöhren" und "Daimler-Straße" stehen der Gemeinde jeweils nur noch ein Grundstück zur Verfügung; in Seedorf können wir - obgleich zwei private Flächen überplant und erschlossen sind - kein Gewerbegrundstück mehr anbieten. Wir sind gehalten, rechtzeitig die Weichen zu stellen, zumal für die Investoren die Zeitschiene sehr entscheidend ist und längere Zeiträume für Planung und Grunderwerb nicht akzeptiert werden. Aufgrund der Vorgaben des fortgeschriebenen Flächennutzungsplanes müssen wir die Bebauungspläne Gewerbegebiet "Kirchöhren-West" und Erweiterung des Gebietes "Schafwiese-Hummelberg" im 1. Halbjahr 1996 zur Rechtskraft bringen. Die eigentumsrechtlichen Voraussetzungen sind zwischenzeitlich weitgehendst abgeklärt. Auch für das große, ca. 22 ha umfassende Gewerbe- und Industriegebiet südlich der Fa. Jung-hans- Diehl auf Gemarkung Seedorf fanden vor wenigen Wochen die ersten Gespräche mit den Eigentümern statt. Auch dann, wenn zu befürchten steht, daß nach der Abschaffung der Gewerbekapitalsteuer auch die Gewerbeertragssteuer vom Bundestag aufgrund der Praxis in unseren europäischen Nachbarländern abgeschafft wird, müssen wir uns trotzdem um den Erhalt und darüber hinaus um die Neuansiedlung von Gewerbebetrieben bemühen. Bund und Länder kommen allein schon aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht umhin, im Rahmen des Steuerverbundes den Ausfall bei der Gewerbesteuer zu kompensieren; bei der bereits angedachten Beteiligung an der Umsatzsteuer ist das Vorhandensein von guten Handwerks-, Gewerbe- und Industriebetrieben mit entsprechenden Umsätzen von existentieller Bedeutung für unsere Gemeinde; ganz abgesehen davon, gilt es möglichst ortsnahe Arbeitsplätze anzubieten.
- Obgleich der Straßenbau von verschiedenen politischen Gruppierungen äußerst distanziert, wenn nicht gar ganz ablehnend betrachtet wird, ist hinlänglich bekannt; daß aber eine gute Verkehrsanbindung an das Europäische Fernstraßennetz für eine Gemeinde als Wirtschaftsstandort und somit für die Arbeitsplatzsicherung in einer Region von entscheidender Bedeutung ist, wird dabei vielfach verkannt. In den zurückliegenden Jahren konnten wir beim Ausbau unserer Kreis- und Landesstraßen nicht unbedeutende Fortschritte erzielen; dies gilt auch für das zu Ende gehende Jahr 1995. Der Ausbau der Landesstraße L 422 von Dunningen über Seedorf nach Waldmössingen, einschließlich der Baumpflanzaktionen, konnte abgeschlossen werden und durch die Übernahme der Straßenbaulast der L 420 Dunningen - Böisingen durch den Landkreis zum 01.01.1996 konnte die Voraussetzung dafür geschaffen werden, daß bereits im kommenden Jahr die Ortsdurchfahrt bis zur Einmündung der Emil-Maier-Straße mit einem Aufwand von ca. 1,6 Mio. DM ausgebaut wird. Die freie Strecke mit einem Bauvolumen von 4 Mio. DM soll in den Jahren 1997 bis 1999 erfolgen. Damit sind alle Landes- und Kreisstraßen auf unseren drei Gemarkungen ausgebaut und entsprechen den verkehrlichen Bedürfnissen. Auch im Ortstraßenbereich konnten wir 1995 wiederum etwas bewegen. Die Seegasse in Seedorf wurde ausgebaut und gleichzeitig der dortige Kanal völlig erneuert. Im Oktober dieses Jahres wurde auch der längst fällige Ausbau der Steineleh mit einem Bauaufwand von ca. 1,4 Mio. DM in Angriff genommen. Neben der mangelhaften Verkehrssicherheit war der defekte Kanal entscheidend für den Baubeschluß und für die Finanzierung über einen Nachtragshaushaltsplan. Dankbar dürfen wir sein, daß für den eigentlichen Straßenbau im Rahmen des PES-Programmes 66 % Zuschuß seitens des Landes gewährt wird. Große Sorgen hingegen bereiten uns die weiteren Planungen für die Nordumgehung im Zuge der B 462. Nachdem der RE-Entwurf einschließlich des landschaftspflegerischen Begleitplanes seit über 2 Jahren fertiggestellt ist, hat der heutige Ministerialdiri-

gent beim Verkehrsministerium Baden- Württemberg und der damalige Abteilungsdirektor beim Regierungspräsidium Freiburg, Peter Neher, im Rahmen einer Regionalverbandssitzung im Jahre 1994 zugesagt, daß das Planfeststellungsverfahren im Laufe des Jahres 1995 eingeleitet werde. Auf entsprechende Anfrage ging am 01. August dieses Jahres vom Verkehrsministerium Baden- Württemberg die Mitteilung bei uns ein, daß das Planfeststellungsverfahren erst dann beginnen könne, wenn die anderen laufende Verfahren landesweit zum Abschluß gebracht seien. Hintergrund dieser Haltung ist die Tatsache, daß sich der Bund aufgrund der Mittelknappheit nicht in Zugzwang setzen möchte. Ich habe daraufhin mit sehr deutlichen Worten unsere Enttäuschung und Verärgerung gegenüber unseren Wahlkreisabgeordneten zum Ausdruck gebracht und dabei auch die Auffassung vertreten, daß die Verteilung der Straßenbaumittel zwischen den alten und neuen Bundesländern alles andere als ausgewogen sei. Die Bundestagsabgeordneten Kauder und Kirschner sind zwischenzeitlich beim Bundesverkehrsministerium vorstellig geworden und haben dort auf eine baldige Einleitung des Planfeststellungsverfahrens gedrängt. Nach einer neuesten Mitteilung des parlamentarischen Staatssekretärs Carstens wissen wir, daß das Ergebnis der Überprüfung der Wirtschaftlichkeit im Januar 1996 vorliegen wird. Diese Überprüfung wurde notwendig, nachdem sich die Baukosten von ursprünglich angenommenen 25 Mio. DM auf 46 Mio. DM erhöht haben und deshalb die Landesstraßenbauverwaltung beauftragt wurde, um eine Kostenminimierung bemüht zu sein. Ich weiß aus den Besprechungen mit dem Straßenbauamt und mit dem Regierungspräsidium, an denen die Gemeinde beteiligt war, daß eine Kostenreduzierung auf unter 40 Mio. DM -ohne die Leistungsfähigkeit der Umgehungsstraße zu reduzieren- möglich wurde. Ich hoffe deshalb sehr, daß das Planfeststellungsverfahren, das ohnehin erfahrungsgemäß 3 Jahre dauern wird, zumindest im ersten Halbjahr 1996 eingeleitet wird. Sehr positiv bewerte ich die Anregung aus der Mitte unseres Gemeinderates, unser Anliegen mittels einer Unterschriftenaktion zu unterstützen, um das weitere Planverfahren zu forcieren. Ich bin sicher, daß ein Druck aus der Wählerschaft ungleich mehr bewirken kann, wie ein noch so scharfes Schreiben eines Bürgermeisters.

- Lassen Sie mich, meine sehr verehrte Damen und Herren, nach diesen genannten Schwerpunkten die weiteren Angelegenheiten ansprechen, die unsere Gremien im zu Ende gehenden Jahr beschäftigt haben. Neben dem Raumproblem im Schulzentrum Dunningen-Ort gibt es auch räumliche Engpässe an der Grundschule in Seedorf, und dies obgleich wir vor 7 Jahren dort einen Erweiterungsbau eingeweiht haben. Wir hoffen sehr, daß der Kreistag in Bälde eine Entscheidung über die künftige Unterbringung der Sprachheilschule fällt und zumindest zum Schuljahresbeginn 1997/98 die von dieser Kreisschule in Anspruch genommenen Räume unserer Grundschule zur Verfügung stehen. Sollten bis zu diesem Zeitpunkt jedoch weitergehende Raumprobleme auftreten, gehe ich davon aus, daß die Pfarrgemeinde Seedorf uns vorübergehend entsprechende Räumlichkeiten zur Verfügung stellt. Was die Kindergartensituation betrifft hat uns der Bundesgesetzgeber bis vor wenigen Tagen im Ungewissen gelassen. Wir sind froh, das nunmehr vom Bundestag die sogenannte Stichtagsregelung zumindest bis zum Jahre 1998 eingeführt wurde; wäre es beim Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz unmittelbar nach Vollendung des 3. Lebensjahres geblieben, wäre unsere Gemeinde gezwungen gewesen, noch im Jahre 1996 in Lackendorf wie auch in Seedorf einen neuen Kindergarten zu bauen. Mit der Stichtagsregelung analog der Praxis in unseren Schulen, die im übrigen auch pädagogisch sinnvoller ist, können wir leben; allerdings müssen wir uns darauf einrichten, zumindest mittelfristig neue Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen.
- Bei der Versorgung unserer 3 Ortsteile mit Trinkwasser konnten wir im zu Ende gehenden Jahr 1995 mit der zur Verfügungstellung von weicherem Trinkwasser für den

Ortsteil Lackendorf durch entsprechende Baumaßnahmen der Eschachwasserversorgungsgruppe hoffentlich den Abschluß unserer großen Investitionen der letzten Jahre erreichen. Durch den geschaffenen Wasserverbund zwischen unseren eigenen Wasserversorgungsanlagen und der Kleinen Kinzig, können wir unseren Wasserbedarf bis weit in das nächste Jahrhundert abdecken und haben gleichzeitig einen Notverbund für den Fall, daß unsere eigenen Anlagen ausfallen, geschaffen. Bei der Abwasserbeseitigung ist hingegen ein Ende des Investierens aufgrund der hohen Vorgaben unserer Bundesregierung nicht abzusehen. So wurde der Verbandsversammlung in der Sitzung vom 12.10.1995 vom planenden Ing. Büro eine Zusammenfassung der mittelfristig anstehenden Investitionen mit einem Kostenrahmen von ca. 4,5 Mio. DM, wovon ca. 2,5 Mio. DM für die Stickstoffelimination und für die biologische Phosphorelimination entfallen, vorgelegt. Mögen diese Standards aus der Sicht der europäischen Umweltministerien und der EU-Kommission noch so berechtigt sein, Verständnis kann man dann aber nicht aufbringen, wenn heute noch Millionenstädte in Südfrankreich oder Italien ihre Abwässer ungeklärt in das Mittelmeer einleiten. Allerdings halte ich von einer zeitlichen Streckung zur Realisierung dieser Vorgaben nicht sehr viel, denn wir sollten -solange es die Möglichkeit gibt- die Gelegenheit nutzen, um diese Investitionen mit der Abwasserabgabe zu verrechnen. Auf die Eigenkontrollverordnung und auf deren Konsequenzen möchte ich heute erst gar nicht eingehen. Gemeindeverwaltung und Gemeinderat hatten unter Berücksichtigung der schon getätigten Investitionen und der Zukunftsaufgaben keine andere Möglichkeit, als den Wasserzins um 50 Pfg. und die Abwassergebühr um 20 Pfg. zum 01.01.1996 zu erhöhen, obgleich dies unter Berücksichtigung der schon eh hohen Belastung unserer Bürgerschaft niemanden leicht gefallen ist.

- Nach der dringend notwendig gewordenen Sanierung des Seedorfer Hallenbades im Herbst 1994, kamen wir aufgrund des desolaten Zustandes des Flachdaches und der Betonaußenwände einschließlich Fenster nicht umhin, im Jahre 1995 die Turn- und Festhalle Seedorf grundlegend zu sanieren. Die Baumaßnahme konnte in den letzten Wochen abgeschlossen werden und wir gehen davon aus, daß der Kostenvoranschlag über 1.650.000,- DM eingehalten werden kann. Ich habe Verständnis für die Enttäuschung, insbesondere der Seedorfer Vereine, daß im Zuge der Hallensanierung nicht gleichzeitig ein Bühnenanbau erfolgen konnte. Diese Maßnahme hätte weitere 1,6 Mio. DM Kosten verursacht, ohne daß eine dringende Notwendigkeit vorgelegen hat; im übrigen ist ein Anbau in künftigen Jahren ohne gravierende Mehrkosten realisierbar. In diesem Zusammenhang Vergleiche mit der kurzfristigen Inangriffnahme der Bauarbeiten "Steineleh" oder mit einem überraschend anstehenden Grunderwerb in Dunningen Ort anzustellen, sind meines Erachtens nicht opportun, nachdem einerseits dringender Handlungsbedarf wegen des Grundwasserschutzes bestand und zum andern ein Gelände in der Ortsmitte eben nur einmal erwerbbar ist.
- Die Flurbereinigung hat -nachdem der Grundsatzbeschluß im Juli 1990 gefaßt wurde- auch im Jahre 1995 unsere Gremien beschäftigt. Definitiv steht fest, daß die Flurbereinigung für Dunningen-Ort erst dann angeordnet wird, wenn der Planfeststellungsbeschluß für die Nordumgehung Rechtskraft erlangt hat. Ganz anders stellt sich die Situation für die Gemarkung in Seedorf und Lackendorf dar. Nach langer Vorbereitungszeit erging am 17. August dieses Jahres der Anordnungsbeschluß der oberen Flurbereinigungsverwaltung für das freiwillige Flurbereinigungsverfahren Seedorf. Ich hoffe sehr, daß im bevorstehenden Frühjahr 1996 in gutem Einvernehmen ein Vorstand für die Teilnehmergemeinschaft gewählt werden kann.

Überraschenderweise wurde uns im Januar 1995 signalisiert, daß auch für die Gemarkung Lackendorf, die ebenfalls nicht durch die Umgehungsstraße tangiert wird, ein § 1

Verfahren denkbar sei. Dies war für Orts- und Gemeindeverwaltung das Signal, die Grundstückseigentümer entsprechen zu informieren, um ebenfalls ein vorzeitiges Verfahren anzustreben. Obgleich gewisse Widerstände vorhanden waren und auch heute noch sind, haben Ortschaftsrat Lackendorf und Gemeinderat mit großer Mehrheit Ende September dieses Jahres die Flurbereinigung Lackendorf beschlossen, und damit gleichzeitig die 50 % ige Bezuschussung aus den restlichen Kosten -wie sie bereits 1990 beschlossen worden ist- bestätigt.

- Bereits seit 1990 beschäftigen wir uns mit einer Friedhofserweiterung im Ortsteil Lackendorf. Nach erfolgtem Grunderwerb mußten im vergangenen Jahr die Voraussetzungen für eine sinnvolle und kostenmäßig vertretbare Lösung gefunden werden; unsere Gremien haben im Herbst dieses Jahres den entsprechenden Erweiterungsplanungen zugestimmt. Unter der Voraussetzung, daß uns das zwischenzeitlich in Auftrag gegebene hydrogeologische Gutachten keine negativen Ergebnisse erbringt, wollen wir in den Jahren 1996 und 1997 diese Baumaßnahme realisieren und die hierfür notwendigen 200.000,- DM bereitstellen.
- Sehr viel Einsatz und mühevollere Verhandlungen waren notwendig, um die Rahmenbedingungen zur Verbesserung der privaten Infrastruktur im Ortsteil Seedorf, der immerhin 2.000 Einwohner zählt, zu schaffen. Bekanntermaßen fließt sehr viel Kaufkraft im Bereich der Lebensmittelversorgung aus Seedorf ab und es steht zu befürchten, daß über kurz oder lang es überhaupt keine ortsnahe Lebensmittelversorgung mehr gibt. Ortsverwaltung und Gemeindeverwaltung konnten endlich erreichen, daß eine Seedorfer Familie den ca. 250 m² Verkaufsfläche umfassenden Lebensmittelmarkt betreibt und 2 Investoren sich bereiterklärt haben, das Wohn- und Geschäftshaus in der Ortsmitte von Seedorf zu bauen und zu finanzieren. Unsere politischen Gremien haben ihren Beitrag insoweit geleistet, als der Grundstückspreis ein Stück weit subventioniert wurde und sich somit der Pachtpreis für die Betreiberfamilie in vertretbarem Rahmen bewegt. Nicht nur die Bereitstellung von öffentlicher Infrastruktur, sondern auch das permanente Bemühen, gute Rahmenbedingungen für private Dienstleister zu schaffen, ist Aufgabe einer Gemeinde.
- Völlig überrascht wurden wir im Oktober dieses Jahres mit dem Angebot, eine Teilfläche des Wehleanwesens erwerben zu können. Obgleich es dem Gemeinderat aus finanzieller Sicht äußerst schwer gefallen ist, zusätzliche Haushaltsmittel, die ausschließlich über Schulden zu finanzieren sind, bereitzustellen, wurde diesem Grunderwerb grundsätzlich zugestimmt. Die Gemeinde konnte sich diese Chance unter Berücksichtigung der mittel- und langfristig notwendigen Attraktivitätssteigerung des Ortskerns nicht entgehen lassen. Zum Zeitpunkt des Diktats dieses Berichtes waren die detaillierten Konditionen des Kaufvertrages noch nicht endgültig abgeklärt.
- Bedauerlich war und ist in diesem Zusammenhang, daß die Jugendvereinigung Dunningen e.V. in das Kaufobjekt ca. 30.000,- DM und ca. 2.500 Arbeitsstunden -ohne vertraglich abgesichert zu sein- investiert hat. Gemeindeverwaltung und Gemeinderat werden sich zusammen mit der Jugendvereinigung darum bemühen, für die freie Jugendarbeit langfristig gesicherte Räume zu schaffen. Allerdings kann es wohl nicht sein, daß die Gemeinde für diese sicherlich enttäuschende Entwicklung nunmehr verantwortlich gemacht wird. Bei ehrlicher Betrachtungsweise kann das bisherige große Engagement der Gemeinde für die Jugendvereinigungen nicht negiert werden.
- Konnte ich im vergangenen Jahr, meine sehr verehrten Damen und Herren, von einer soliden, ja guten Haushaltsentwicklung für das Jahr 1995 berichten, so wird sich dies für 1996 ins Gegenteil verkehren. Durch den enormen Einbruch bei den Gewerbesteuererträgen um ca. 600.000,- DM und durch weniger Einnahmen bei der Einkommensteuer und bei den Schlüsselzuweisungen und bei gleichzeitigen Mehrausgaben bei der FAG-

und Kreisumlage -bedingt durch die Systematik des Finanzausgleiches- werden wir im kommenden Jahr mit ca. 1,8 Mio. DM weniger auskommen müssen. Positiv schlägt durch, daß der Gemeinderat unserem Vorschlag gefolgt ist und als Ersatz für die für verfassungswidrig erklärte Feuerwehrabgabe einer Erhöhung der Grundsteuer B um 30 % Punkte zum 01.07.1995 zustimmte. Weiter wirken sich die Mehreinnahmen bei den Wasser- und Abwassergebühren von 180.000,-- DM und der Gewinn aus unserer Waldwirtschaft mit 234.000,-- DM positiv für den Haushalt 1996 aus. Unter Zurückstellung vieler Wünsche und Anträge konnten wir den Verwaltungshaushalt ausgleichen, eine Nettoinvestitionsrate konnte im Gegensatz zum Jahre 1995 allerdings nicht erwirtschaftet werden. Der Vermögenshaushalt ist im wesentlichen durch die erste Finanzierungsrate für den Schulhausneubau mit 2 Mio. DM und von den Investitionen für den Ausbau der Oberndorfer Straße mit 420.000,-- DM geprägt. Zur Finanzierung des Vermögenshaushaltes müssen wir ca. 1,7 Mio. DM Kredite aufnehmen, was einer Nettoneuverschuldung von 1,1 Mio. DM entspricht. Die Pro-Kopf-Verschuldung, die wir unter Berücksichtigung des Schulneubaus in den letzten Jahren Zug um Zug zurückgeführt haben und die zum Ende dieses Jahres ca. 1.145,-- DM ausmacht, wird sich durch die Schuldaufnahme 1996 um ca. 200,-- DM erhöhen. Weitere Neuverschuldungen müssen in den kommenden 2 Jahren für die Restfinanzierung des Schulneubaues eingegangen werden. Ich möchte darauf verzichten, mit in das Klagelied der kommunalen Spitzenverbände über die sich zunehmend verschlechternde Finanzlage der Kommunen mit einzustimmen. Uns allen ist hinreichend bekannt, daß aufgrund der nach wie vor anhaltenden Wirtschaftskrise Bund und Länder enorme Steuerausfälle zu verkraften haben; andererseits dürfen aber die staatl. Haushalte nicht auf Kosten der Kommunen entlastet werden und damit einhergehend weitere kostenträchtige Aufgaben auf die Gemeinden delegiert oder neue zusätzliche Standards formuliert werden.

- Ich erspare Ihnen heute, Daten von unserer Hochheitsverwaltung, mit denen sich ein Großteil unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tag-täglich auseinandersetzen müssen, vorzutragen. Aufgrund meiner Bemühungen im konsumtiven Bereich -also auch im Personalbereich- Mittel zugunsten des investiven Bereiches einzusparen, darf ich ausdrücklich feststellen, daß wir mit einem Minimum an Arbeitskräften versuchen, die an uns gestellten Aufgaben zu bewältigen; dies hat uns auch die Gemeindeprüfungsanstalt in ihrem neuerlichen Prüfungsbericht attestiert. Ich halte es schlichtweg für einen Schwachsinn, wenn in Tageszeitungen Vergleiche der Personalausstattungen innerhalb der Gemeinden im Landkreis Rottweil angestellt werden; die Struktur, die Aufgabenstellung einer jeden Gemeinde, ist unterschiedlich zu beurteilen. Würden unsere Kindergärten sich überwiegend in kirchlicher Trägerschaft finden, würden wir verstärkt unsere ca. 12.000 Festmeter Holz durch Unternehmen aufarbeiten lassen und würden wir den Reinigungsdienst in unseren Schulen privatisieren, ergäbe sich plötzlich ein ganz anderes Bild.

Ich darf deshalb allen meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auf dem Rathaus, auf den Ortsverwaltungen, auf dem Bauhof, im Gemeindewald, in den Kindergärten oder in den Schulen sehr herzlich danken. Die Arbeit erfolgt weitestgehend im Stillen, wird von den politischen Gremien, aber auch von mir selbst, teilweise nicht gebührend anerkannt und steht -trotz allem Bemühen- immer wieder in der Kritik.

- Mit Frau Sigrid Droxler und Frau Elena Beck sind im vergangenen Jahr zwei langjährige Mitarbeiterinnen aus den Diensten der Gemeinde ausgeschieden. Frau Droxler mußte während 29 Jahren im Vorzimmer die Launen der Bürgermeister ertragen. Frau Beck war zunächst in Lackendorf und danach in Dunningen eine allseits geschätzte Mitarbeiterin im Kindergarten. Mit der Übernahme der Forstwirt-Azubi Gebühr und Nestler konnten wir unseren Waldarbeiterstamm etwas verjüngen. Bei den Auszubildenden im gehobe-

nen Dienst hat uns Herr Volker Fehrenbacher Richtung Kehl verlassen, dafür hat Herr Christoph Mauch seine Ausbildung bei uns begonnen. Die im Juni 1994 neugewählten Ortschaftsräte und Gemeinderäte sind nunmehr wieder bereits 1 1/2 Jahren in Amt und Würden. Im Jahre 1995 wurden 17 Gemeinderatssitzungen, 5 Bauausschußsitzungen, 6 Sitzungen des Gutachterausschusses, 1 des Gemeinsamen Ausschusses, drei Sitzungen der Umlegungsausschüsse der „Hochwiese“ und „Eichwäldle West“ abgehalten. Der Ortschaftsrat Seedorf hat 12 mal und der Ortschaftsrat Lackendorf 10 mal getagt. Die Arbeit im Gemeinderat und in bzw. mit den Ortschaftsräten war auch im abgelaufenen Jahr gut, sachorientiert und vertrauensvoll; nur diese Art der Arbeit kann die Anerkennung der Bürgerschaft verdienen. Daß unterschiedliche Auffassungen in der Sache immer wieder vertreten werden, ist notwendig, natürlich und macht unsere Demokratie aus.

- Ich darf Ihnen sehr herzlich meine Damen und Herren für Ihren ehrenamtlichen Einsatz während des gesamten Jahres zum Wohle der Gemeinde und der Bürgerschaft danken; nicht nur Freude und Genugtuung, sondern sehr oft Ärger und Anfeindungen sind mit dem Ehrenamt verbunden.
- Am 27.10.1995 verstarb im Alter von 68 Jahren Herr Erich Finkbeiner, der 21 Jahre lang dem Gemeinderat angehörte; für seine Verdienste in der Gemeinde und den bäuerlichen Berufsstand wurde er 1989 mit dem Ehrenring der Gemeinde und mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet; wir wollen ihn in guter Erinnerung behalten.
- Ich und meine Stellvertreter, sowie die Herren Ortsvorsteher sind bemüht, möglichst alle Jahreshauptversammlungen unserer Vereine zu besuchen; wir wollen damit den Vereinen unsere Referenz erweisen und den öffentlichen Dank für ihre Arbeit abstaten. Ich selbst führe im Rahmen der von mir vorzunehmenden Entlastungen immer wieder aus, daß eine Gemeinde ohne Vereine, ohne deren Aktivitäten eine tote Gemeinde wäre. Aus der Vielzahl der kulturellen und sportlichen Ereignisse im vergangenen Jahr darf ich beispielhaft benennen:
 - das 200 jährige Jubiläum des Dunninger Kirchenchors im Rahmen einer festlichen Messe vor wenigen Wochen
 - das 75 jährige Jubiläum des FC Dunningen, verbunden mit einem hervorragend besetzten Turnier im Sommer
 - das 25 jährige Jubiläum unserer Realschule mit der Aufführung des Rockmusicals "Tabaluga" als Höhepunkt
 - das Dunninger Dorffest
 - die hervorragenden Konzerte unserer Musik- und Gesangvereine
 - die allseits geschätzten Theaterveranstaltungen
 - die Diakonweihe von Reinhard Hangst im Frühjahr dieses Jahres
 - die große 2. IMTAKT-Veranstaltung zugunsten der Lebenshilfe
 - die gelungenen Fasnetveranstaltungen in unseren 3 Dörfern
 - die verschiedenen Dorfmeisterschaften
 - die Altnachmittage
 - die Bilder- und Kunstaustellungen
 - und nicht zuletzt die allwöchentlichen Sportveranstaltungen.

Allen, die sich für die Vereine eingebracht und Freizeit geopfert haben, gilt mein besonderer Dank.

- Mein ebenso herzlicher Dank gilt allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, die sich in den karitativen Einrichtungen, insbesondere in unserer Sozialgemeinschaft oder in der Sozialstation Rottweil Land einbringen, denen, die in der Mission tätig sind, unseren Zivildienstleistenden, den Wehrpflichtigen und den Blutspendern.

- Ihnen, meine Herren Rektoren und ihren Lehrkräfte danke ich für ihren engagierten Einsatz an unseren Schulen und somit für die Schüler der gesamten Raumschaft.
- Auch heute möchte ich trotz aller Turbulenzen und Negativ-Entwicklungen uns alle ermuntern, die Herausforderungen, die sich uns stellen, optimistisch und zuversichtlich anzugehen. Nur dann werden wir in der Lage sein, die strukturellen Probleme, die sich uns in allen Lebensbereichen stellen, zumeistern.

In diesem Sinne darf ich Ihnen und der gesamten Bürgerschaft ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes, gesundes und vor allem auch friedvolles Jahr 1996 wünschen.

Ihr
Gerhard Winkler
Bürgermeister

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Winkler,

THANK YOU

Your thoughtfulness
is appreciated very much.

*"Die Brücke" brachte wieder
große Freude und erneute
Verbundenheit mit meiner
alten Heimat.*

*Vielen herzlichen Dank
und die besten Wünsche
für 1995.*

Lisa Williams

Barfuß in die Schule ✓

Als heute 55jähriger hat man sicher nur beschränkte Kindheitserinnerungen. Doch auch manche dieser Kleinigkeiten sind unsere heutigen Jugend fremd. Vor allem ist die Lebensweise der damaligen kargen Zeit heute kaum mehr zu vermitteln. Eisern zu sparen, um eine Familie durchbringen zu können, bedeutete vor 50 Jahren, mehr Entbehrungen auf sich zu nehmen, als dies heutzutage jemand zugemutet wird. Aber vielleicht war die Hausstandsgründung meines Vaters Johannes und der damit verbundene Hausbau auch zuviel des Risikos. Als früherer Gastarbeiter in Südamerika konnte er nach seiner Rückkehr in die Heimat keine großen Sprünge machen. Trotz der Mithilfe seiner Brüder beim Hausbau war er finanziell arg in der Klemme. Diese Situation änderte sich erst recht nicht während der Kriegsjahre. Zu den unnützen Ausgaben zählte mein Vater z.B. die Tageszeitung und das Radio. Wie viele andere Landwirte war auch mein Vater anfangs nicht krankenversichert, und das bei 9 Kindern!

Für mich ist so etwas nicht mehr vorstellbar, obwohl ich glaube, daß ich an dem damaligen Medienmangel keinen bleibenden Schaden genommen habe. Alles in allem war es doch eine beschauliche Jugendzeit. Die Neuigkeiten überbrachten meist Onkel und Tanten; so hatten wir oft heiße Diskussionen, wenn unser Onkel Anton meinen Eltern die „Tagesthemen“ überbrachte. Mein Vater verlor ansonsten nicht viel Worte vor uns Kindern. Als Kriegsteilnehmer im ersten Weltkrieg und der sich anschließenden Gefangenschaft hatte er wohl so seine Erfahrungen. Bei ihm konnte man keine Begeisterung für die Feldzüge Hitlers erkennen. Schließlich hatte es für das „Tausendjährige Reich“ noch zwei Wochen hinter Gittern verbracht.

Unruhig wurde es auf der Stampfe mit dem Absturz von zwei Jagdflugzeugen im Dunninger Wald. Beide Piloten, der deutsche und der französische, kamen dabei ums Leben. Zu retten gab es nichts mehr. Trotzdem belegte eine Wachmannschaft zwei Wochen lang unsere Stube. Die Wracks wurden rund um die Uhr bewacht. Das Leben mit diesen Soldaten soll, so erzählten meine Eltern, mein junges Leben derart beeinflußt haben, daß ich mich fortan wie die Soldaten wusch. Meine Eltern sahen darin wenigstens eine positive Entwicklung der an sich üblen und lästigen Wohnungsbesetzung. Nachdem die Soldaten wieder verschwunden waren, kamen im Gegenzug meist abends und nachts die Besucher aus dem Wald. Die zum Arbeitsdienst verpflichteten versuchten, sich nach Hause durchzuschlagen. Sie bettelten um Essen und tauschten ihre Uniformen gegen alte Kleider. Mit diesen Leuten kam auch im Frühjahr die Information, daß die Tage des „Tausendjährigen Reiches“ gezählt seien. Am 20. April warteten mit uns vier Flüchtlinge auf den Einmarsch der Franzosen. Ihr Versteck war das Heu in der Scheune. Gegen 11 Uhr vormittags hörte man das Dröhnen der Panzer aus der Freudenstädter Richtung. Wir sahen die anrückende Panzerkolonne auf der Straße von Seedorf nach Dunningen. Nachmittags rückten die Franzosen von Sulgen aus an. Langsam zog die Kolonne am Haus vorbei, die Lastwagenbesatzung beobachtete unser Haus mit dem Gewehr im Anschlag. Damit begann die Besatzungszeit und die nächtliche Ausgangssperre (von 19.00 Uhr - 6.00 Uhr) ? Mitten in diesem Trubel durften wir Kinder einen Besuch in der Nachbarschaft machen und dabei sogar bis in die Sperrzeit hinein bleiben. Weshalb wir von unsern Eltern so großzügig Urlaub erhielten, war dann abends schnell geklärt: Die Geburt des kleinen Schreihalses hatte ich wiederum verpaßt und wußte somit weiterhin nicht, woher die kleinen Kinder kommen. Dies war am 22. April. In diesen Tagen war der Weg vom Ort auf die Stampfe schon tagsüber gefährlich. Die Hebamme mußte auch abends diesen Weg mit dem Fahrrad zurücklegen, zwar unter Geleitschutz meines Vaters, aber wie sicher war dies? Wie damals üblich wurde der kleine Erdenbürger umgehend getauft.

Da aber der Kirchgang zu gefährlich war, erhielt der kleine Adalbert eine Haustaufe durch Herrn Pfarrer Johannes Schmieder. Heute würde man sagen: Mit 6 Kindern war 1945 wirklich viel Streß im Haus. Meine Tante Johanna entlastete meine Mutter in dieser Zeit sehr,

Offiziell war es den Besatzern verboten, etwas zu plündern. Dennoch wurden wir von einer Horde Franzosen ausgeplündert. Zimmerlich gingen diese mit meinem Vater nicht um, sechs richteten ihre Gewehre schußbereit auf ihn, gewissermaßen als Geisel, während die anderen ihre Plünderaktion ungestört durchführen konnten. Einer der Soldaten zeigte sich menschlich und versperrte den anderen den Zugang zu den Räumen im Obergeschoß. Einige Tage später hatten es wieder einige französische Soldaten auf das weidende Vieh abgesehen. Allerdings gelang denen das Einfangen nicht; so mußten sie sich mit dem im Stall verbliebenen Kalb und einem Schwein begnügen.

Bald darauf sahen wir, wie die ersten Gefangenentransporte nach Frankreich durchgeführt wurden. Die deutschen Soldaten wurden wie Vieh auf die offenen Lastwagen gesperrt. Die Begleitsoldaten überwachten immer das vorausfahrende Fahrzeug mit angelegtem Gewehr. An der letzten Straßenkuppe aber gelang doch hin und wieder einem der Gefangenen durch Absprung die Flucht in den Wald. Die Stampfembewohner versuchten, das Schicksal der Gefangenen etwas zu mildern, in dem sie ihnen Brotlaibe auf die Lastwagen warfen. In dieser Zeit waren meine Eltern viel damit beschäftigt, die zuvor vergrabenen Lebensmittel wieder zu suchen und auszugraben, im Haus war überhaupt nichts sicher aufzubewahren. Die Fahrräder meiner Eltern wurden alsbald abgeholt; außerdem mußte man sich daran gewöhnen, der Besatzungsmacht Eier, Butter und Hühner abzuliefern. Inzwischen wurde ich schulreif und durfte oder mußte im Herbst nach Dunningen zur Schule. Zeitweise hatten wir auch in der großen Stube des Stampfmühle noch Unterricht. So lange es die Witterung erlaubte, war der Schulweg barfuß zurückzulegen. Öfters war der große Zeh aufgestolpert, damit war aber noch drei Kilometer zu laufen. Erst nachdem es kalt wurde, gab es schließlich Schuhwerk. Da war es dann schon eine schöne Sache, wenn der schräge Erath-Bus sich meiner ab und zu erbarmte. Natürlich dauerte der Schulweg manchmal etwas länger, schließlich mußte ich ja unterwegs die Häufchen der Holzvergaserautos untersuchen. Überhaupt lag mehr in der Landschaft herum als vor dem Einmarsch. Einmal fand ich in der Schweinsgrube scharfe Munition. Einen Eimer voll zog ich aus dem Steinbruchtümpel, selbst ein Gewehr wollte ich als mein Eigentum ansehen. Die Gefährlichkeit wurde mit schließlich bewußt gemacht. Dies führte dazu, daß ich einmal eine Dose, die meiner Ansicht nach recht ungewöhnlich aussah, mit größter Vorsicht mit einem Schlüssel öffnete. Der Inhalt war für mich ebenfalls ungewöhnlich: bohnenähnlich mit Salzgeschmack. Es war das erste Mal, daß ich gesalzene Erdnüsse aß. In der Schule gab es die Schülerspeisung, manchmal sogar in Form von Schokolade. Nach der Getreideernte mußten wir Kinder nochmals über die Äcker gehen, um die restlichen Ähren aufzulesen, natürlich ebenfalls barfuß. - Den letzten Rest an Ähren holten sich schließlich die Hamsterleute, meist Bürger aus Schramberg. Sie hatten es auch auf das reifende Obst abgesehen. Auf dem Heimweg von der Schule beobachtete ich einmal, wie eine Frau aus Schramberg auf dem Kimmichaupt in aller Eile und Heimlichkeit die Birnen eines Straßenbaumes „erntete“. Auf dem zweiten Sack sitzend, biß sie schließlich in eine der Mostbirnen, worauf sie die Säcke schimpfend wieder ausleerte und weiter zog.

Irgendwann, es muß so in der 7. Klasse gewesen sein, war schließlich ich an der Reihe, das Familienfahrrad benutzen zu dürfen. In der Zeit zuvor galt es, den 3 km langen Schulweg auf der Landstraße zu Fuß zurückzulegen. Jetzt war gewissermaßen der soziale Aufstieg geschafft. Es ging wieder aufwärts.

Andreas Mauch

Umsturz auf der Stampfe ✓

Donnerstag, 19. April 1945. Wir waren gerade dabei, Kartoffeln zu setzen, als wir von plötzlich auftauchenden feindlichen Jagdflugzeugen beschossen wurden. Ich wurde nach diesem Zwischenfall sofort nach Hause geschickt. Mein Vater und zwei Volksturmänner, die sich von ihrer Einheit abgesetzt und bei uns Unterschlupf gefunden hatten, beendeten die Arbeit. Freitag, 20. April 1945. Hitlers Geburtstag! Keine Paraden, keine Kundgebungen, keine Hitlerfahnen, keine Feiern. Die Straßen waren wie ausgestorben. Nur der Geschützdonner aus Richtung Freudenstadt war an diesem Tag besonders gut zu hören. Auch ging das Gerücht um, daß die Franzosen bis zum Mittag in Schramberg einrücken würden. Meine jüngeren Geschwister mußten deshalb im Haus bleiben. Ich hatte den Auftrag bekommen, zwei Eschen einzupflanzen, die aus unserem Garten ausgesiedelt werden mußten. Diese Eschen, eine steht heute noch, bleiben mir eine ständige Erinnerung an jene Zeit. Gegen 11.30 Uhr fuhren dann die ersten feindlichen Panzer von Seedorf in Richtung Dunningen. Schüsse fielen, dann Geschützdonner. Die beiden Volksturmänner, die von einem deutschen Offizier ein Fernglas geklaut hatten, beobachteten das Geschehen aus sicherer Entfernung. Auch ich durfte einmal durchschauen, was für einen 11 ½ jährigen Buben schon sehr interessant war. Meine Tante, die zu der Zeit bei uns wohnte und der Mutter im Haushalt und bei der Gartenarbeit zur Hand ging, ging nach dem Mittagessen wieder ihrer Arbeit im Garten nach. Etwa gegen ½ 1 Uhr rasselten dann die ersten Panzerspähwagen auf der Straße von Sulgen nach Dunningen. Zu unser aller Erleichterung fuhren sie an unserm Haus vorbei. Meine Tante erinnert sich noch heute: „Die Kettenfahrzeuge mit den aufsitzenden Franzosen jagten mir einen Riesenschrecken ein. Ich verkroch mich schleunigst in die Beerenhecken. Als die Panzerkolonne einmal eine größere Lücke aufwies, bin ich schnell ins Haus gerannt.“ Die beiden Fahnenflüchtigen hatten uns versprochen, sich in ein Versteck in den Wald zu flüchten, sobald es brenzlig würde. Als die Franzosen vorbeifuhren, blieben sie aber im Haus und beobachteten zusammen mit meinem Vater durch ein Fenster die endlose Fahrzeugkolonne. Mein Vater ließ sich trotz des Bittens meiner Mutter nicht vom Fenster wegbewegen. Ich aber mußte in die Wohnung kommen, und da hieß es dann immer „weg vom Fenster“. Der Rest des Tages und die folgende Nacht waren ruhig. Wenigstens für uns Kinder ging alles wieder den gewohnten Gang.

Am nächsten Tag machten wir Brennholz. Unsere beiden Mitbewohner halfen uns dabei. Auf Drängen dieser beiden wurden der Sägebock und der Spalklotz auf dem hinteren Hof aufgestellt, „damit man sieht, was auf der Straße läuft“, wie einer der beiden erklärte. In Vaters Augen war das ziemlich gewagt und frech. Der nächste Tag war ein Sonntag. Schon am Morgen machten sich unsere beiden Volksturmänner auf den Weg. Sie wollten irgendwo einen Kameraden besuchen. Von diesem Ausflug kamen sie nicht mehr zurück. Meine Tante erfuhr später, daß sie von den Franzosen in Waldmössingen geschnappt worden waren. Meine Mutter war zu dieser Zeit hochschwanger und stand kurz vor der Niederkunft. Von alledem wußten wir Kinder allerdings nichts, wie das damals eben überall noch üblich war. Wir wunderten uns nur, daß wir an einem gewöhnlichen Sonntagnachmittag zu unserem Götte geschickt wurden. Trotz der von den Franzosen verhängten Ausgangssperre wurden wir vom Vater erst abends um 6.00 Uhr wieder abgeholt. Das war sehr gefährlich für uns alle, denn immer wenn ein Flugzeug oder ein Auto auftauchte, mußten wir uns alle auf den Boden werfen und konnten erst wieder weiter, als die Luft rein war. Wir kamen trotz allem heil daheim an. Dort erfuhren wir schnell den Grund, warum wir zum Götte abgeschoben worden waren. Tante Johanna sagte: „Kommt mal mit, aber seid ganz leise. Ihr dürft jetzt was sehen.“ Im Kinderwagen

in der Stub lag nun ein kleiner Bub. Die Freude über das neue Brüderlein war natürlich riesengroß. Jetzt war uns auch klar, warum die Tante wirklich da war! Vater berichtete, daß etwa zwei Stunden vor der Geburt ein Franzose gekommen sei, beide Fahrräder beschlagnahmt habe und sie dann an zwei Polen übergeben habe. Für meine Eltern war das besonders schlimm, da jetzt alle Besorgungen zu Fuß erledigt werden mußten. Jeden Tag mußte mein Vater ins Dorf, um die Hebamme abzuholen, die sich nicht traute, den Ort allein zu verlassen. Dies warf allerdings noch einige zusätzliche Probleme auf, da Passierscheine besorgt und die Erlaubnis des Ortskommandanten eingeholt werden mußte. Erst nach einigen Wochen wagte sich die Hebamme wieder allein auf die Stampfe. Fast jeden Tag kamen Franzosen, um Scheuer, Wohnung und Schopf nach deutschen Soldaten zu durchsuchen. Auch von deutschen Landsern bekamen wir Besuch, die fast immer von einem der zahlreichen Gefangenentransporte geflohen waren. Meist kamen sie nachts oder am frühen Morgen, wollten etwas zu essen und zu trinken und verschwanden dann sofort wieder. An einen Aichhalder kann ich mich noch besonders gut erinnern. Er war den Franzosen schon zum dritten Mal entkommen. Einmal hätten sie ihn zu Hause abgeholt. Er habe zu seiner Frau gesagt: „ Brauchst keine Angst haben, ich komm wieder.“ Er lieh sich von uns alte Kleider und eine Hacke, „ um Kartoffel zu hacken, wenn's brenzlig wird.“ Nach etwa einem viertel Jahr kam er mit den geliehenen Sachen zurück und erzählte uns, wie es ihm ergangen war. „ Ich mußte schon einige Male Kartoffel hacken, bevor ich bei meiner Schwester in Schramberg war.“ Dort hielt er sich noch einige Wochen auf, bevor er nach Hause zurückkehrte. Nach dem 8. Mai, dem Tag der Kapitulation, wurden Plünderungen verboten. Zuwiderhandlungen sollten sofort der Ortskommandantur gemeldet werden. Für die Außenbezirke war dies ein fast hoffnungsloses Unterfangen. Telefon gab's nicht, Fahrräder waren rar und zu Fuß waren die Plünderer längst über alle Berge. Aus diesen Gründen wurden besonders die abgelegenen Höfe von den ehemaligen polnischen und russischen Fremdarbeitern oder anderen Plünderern überfallen. In unserem Fall waren es Franzosen, die eine halbe Stunde bevor die Ausgangssperre begann mit einem Lastwagen voller Männer in unsern Hof gefahren kamen. Mein Vater mußte sich in eine Ecke der Scheuer stellen, 4 Männer mit Maschinenpistolen bewachten ihn. Meine Mutter und die jüngeren Geschwister wurden in die Küche gesperrt. Meine Schwester und ich blieben zunächst unbehelligt. Ein Teil der Franzosen durchstöberte die Wohnung, während die anderen versuchten, mit Hilfe von Lassos die Rinder auf der Weide einzufangen. Doch die Rinder waren schneller als die Jäger. Schließlich gaben sie auf. Sie begnügten sich mit zwei schlachtreifen Schweinen und zwei Zuchtkälbern. Unsere Nachbarn waren auf das Treiben auf unserem Hof aufmerksam geworden und eilten uns zu Hilfe. Aber auch sie wurden abgefaßt und zu meinem Vater in die Ecke verbannt. Ein Marokkaner hatte Erbarmen mit unserem Jüngsten, der sich in der Stube die Seele aus dem Leib schrie. Er schloß die Küchentür auf, damit Mutter zu ihrem Kleinsten konnte. Während sie sich um den kleinen Erdenbürger kümmerte, beobachtete sie, wie ein Soldat eine Weckerstiluhr vom Wohnzimmerschrank holte und an ihr herumhantierte. Plötzlich begann der Wecker zu rasseln. Erschrocken riß der Soldat das Fenster auf und schleuderte die Uhr hinaus. Sicher ist sicher! Der Anführer ordnete den Rückzug an. Während die anderen sich zurückzogen, gab der Marokkaner meiner Mutter den Schlüssel zum Obergeschoß zurück. Er hatte abgeschlossen und damit verhindert, daß die oberen Räume ebenfalls durchwühlt wurden. Meine Mutter meinte nur: „ Der hat offensichtlich mitgemußt!“ Inzwischen hatte die Sperrzeit begonnen, und das Vieh war noch immer auf der Weide. Mit Hilfe unserer Nachbarn gelang es uns aber doch noch, das total verscheuchte Vieh in den Stall zu bringen. Eine Anzeige beim Ortskommandanten brachte so gut wie gar nichts. Aber es gab auch Dinge, über die man lachen konnte. Ein Jeep (von uns auch „Hennawaga“ genannt, da mit ihm meist die Marokkaner zum

Hühnerstehlen kamen) mit 5 oder 6 Marokkanern fuhr auf unsern Hof. Sie versuchten Hühner auf unserer Miste zu schießen. Minutenlang ballerten sie auf die etwa 10 Hühner, die natürlich wild durcheinander flatterten. Aber aus dem Sonntagsbraten wurde nichts, unverrichteter Dinge zog man wieder ab. Schießen und treffen sind halt zweierlei! Monate später hielt eine Offizierskutsche (Jeep) am Waldrand Richtung Dunningen. Bei laufendem Motor springen zwei Offiziere heraus, offensichtlich in höchster Eile. Die beiden müssen austreten, man sieht's. Um sicher stehen zu können, jagt der eine eine Maschinengewehrsalve ins Igelmoos. Der andere ist dafür früher fertig, springt in den Jeep und fährt los. Der andere muß hinterher rennen und bei voller Fahrt aufspringen. Kommentar meines Vaters: „ Dia wisset anscheinend no it, daß der Kriag aus isch.“

Anton Mauch, Dunningen, Auf der Stampfe



Das Unheil kam über den „Steppen“

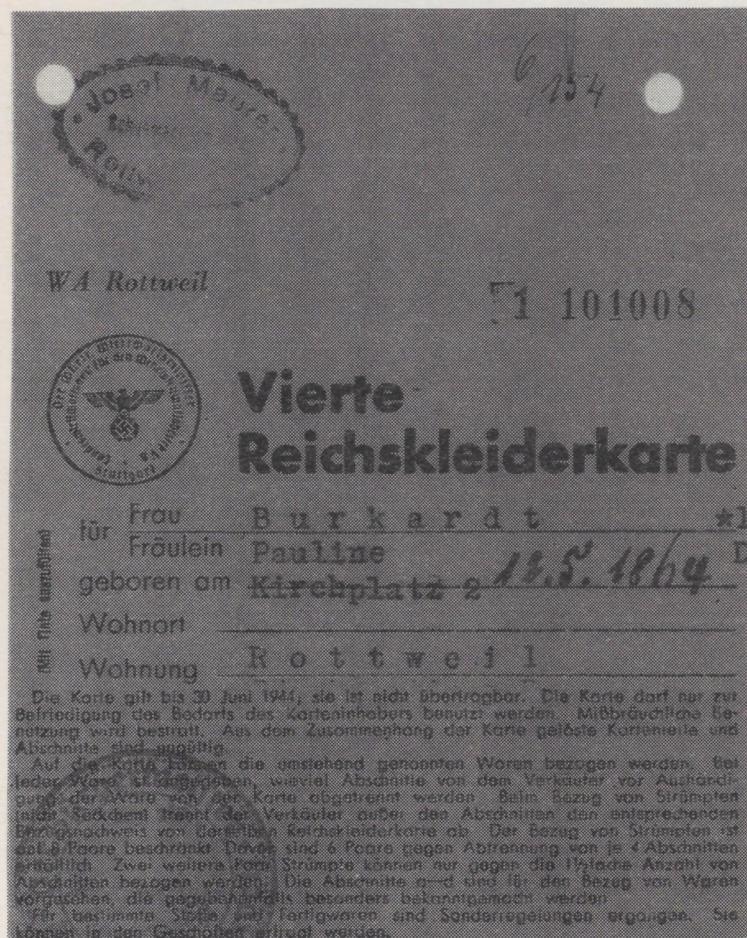
Das Schlimmste in den letzten Kriegsmonaten waren die Fliegerangriffe. Jagdflieger (Jabos), Tiefflieger und Bombengeschwader flogen täglich oft mehrmals über unsern Ort. Sie brachten Tod und Verderben in manche Familie. Am 9. Februar 1945, morgens um 9 Uhr, näherte sich ein Geschwader feindlicher Flugzeuge von Nordwesten unserm Dorf. Plötzlich trennten sich 2 Bomber von den übrigen Flugzeugen und drehten über der Ortschaft ihre Runden. Vermutlich war das alte Schulhaus, in dem sich eine Funkstation befand, das Ziel ihres Angriffes. Zwei Bomben trafen das Haus des Landwirts Karl Stern auf der Öhmdbitze. Das Haus wurde total vernichtet. Dabei fanden den Tod: Frau Maria Schneider, Frau Balbine Stern und ihre Tochter Luise Rieger und deren 3jähriges Kind Hanspeter Rieger. Auch die zweite Tochter von Frau Stern wurde schwer verletzt, erholte sich aber bald wieder. Unter den Toten befand sich auch ein Mann aus Villingendorf, der auf dem Viehkauf war und eben nach Hause wollte. Er suchte im Hause Stern Schutz, wurde aber vom Luftdruck der fallenden Bomben auf die Straße geschleudert, wo ihn die Leute tot auffanden. Eine weitere Bombe, die nur Bruchteile von einer Sekunde später fiel, traf das Haus des Hausmeisters Anton Straub in der Schramberger Straße - vermutlich galt diese Bombe der Junghans-Filiale. Anton Straub, der bei der Firma Junghans beschäftigt war, mußte beim Verlassen des Luftschutzraumes zu seinem großen Entsetzen feststellen, daß sein Haus in Trümmern lag. Unter diesen Trümmern fand man seine Frau Emma, seinen Sohn Walter und die Mieter, Frau Mathilde Weber, geb. Hils, mit ihrer Tochter Waltraud. Herbeigeeilte Nachbarn konnten die Verschütteten noch beten hören. Obwohl die Bergungsarbeiten sofort begannen, konnten Frau Straub und Frau Weber nur noch tot geborgen werden. Walter Straub und Waltraud Weber kamen mit schweren Verletzungen davon. Die Häuser der Umgebung waren mehr oder weniger stark beschädigt. Die Dächer wurden abgedeckt und die Fensterscheiben eingedrückt. Einzelne Steinbrocken, Bettfedern, Stoffetzen und Holzbalken flogen bis auf den Friedhof. Der schwärzeste Tag aber war der 20. April, ein Freitag. Schon tags zuvor war die Fliegertätigkeit besonders rege. Bombenabwürfe wurden immer häufiger. Große Brände sah man am Horizont, besonders von Freudenstadt herüber. Deutsche Wehrmachtsfahrzeuge zogen in Kolonnen durch das Dorf in Richtung Süden. Feindflugzeuge warfen Flugblätter ab. Darin wurde die deutsche Bevölkerung aufgefordert, sich zu ergeben. Doch in Dünungen wurden noch Panzersperren errichtet, die Eschachbrücke mit Tannenbäumen getarnt. Man wählte sich in dem Glauben, mit solchen Maßnahmen den Feind noch aufhalten zu können. Das Grollen der Geschütze war täglich besser zu hören. Am 20. April durchheilte dann die schreckliche Kunde unsern Ort. „ Von Seedorf her kommen französische Panzer!“

Frau **Paula Seel** berichtet aus eigenem Erleben dieses Tages folgendes: „ Am Vormittag des 20. April waren wir noch im Gewinn „Krautgarten“ beim Kartoffelsetzen. Die feindlichen Jagdflugzeuge donnerten öfters über uns hinweg, und die Pferde drohten mehrmals zu scheuen, während wir uns zu Boden warfen. Aber beschossen wurden wir nicht. Geschützfeuer und das Rattern von Maschinengewehren war zunehmend deutlicher zu hören. Um 11 Uhr konnten wir uns endlich mit den Fahrrädern auf den Heimweg machen. Als wir in die Seedorfer Straße einbogen, kam uns ein Trupp blutjunger Soldaten - sie mögen so etwa 16 Jahre alt gewesen sein - mit Panzerfäusten entgegen. Uns krampfte sich das Herz zusammen, als wir diese Kinder sahen, die dem Feind direkt in die Arme liefen. Um zu sehen, wie nah die Franzosen schon waren, fuhren wir auf den „Hüttensberg“ und konnten von dort aus beobachten, wie Panzer den „Steppen“ herunter fuhren. Wir standen noch mit Nachbarn auf der Straße zusammen, als auf einmal Ku-

geln um unsere Köpfe pfffen - der erste feindliche Panzer war da! So schnell waren wir (außer bei Luftangriffen) noch nie in den Keller gelangt. Aber bald war die Neugier doch wieder größer als die Angst. Meine Schwester und ich beobachteten vom Fenster aus, wie der 1. Panzer anhielt und die „Poilos“ in unsere Wirtschaft (Zur Schnecke) stürmten. Ein Elsässer sprach erst ganz freundlich mit uns; anschließend begann er mit zwei seiner Kameraden zu plündern. Unter solchen Plünderungen und teilweise auch Vergewaltigungen hatte in den nächsten Tagen und Wochen das ganze Dorf zu leiden. Zwei deutsche Soldaten fielen noch auf Dunninger Boden. Auch unter der einheimischen Bevölkerung waren in den Wirren der ersten Tage einige Todesopfer zu beklagen. Die französischen Panzer beschossen beim Heranfahen die örtlichen Höhen (Stauden und Kapf). Der Volkssturm mußte antreten, löste sich dann aber auf, weil Widerstand als aussichtslos angesehen wurde. Die Panzersperren wurden nicht geschlossen. So fuhren die feindlichen Panzer in langem Zug bis zur Ortsmitte, immer wieder schießend. Der damalige Bürgermeister (1. Beigeordneter) Josef Miller (Uris) meldete dem französischen Offizier, daß keine deutschen Militäreinheiten, weder Infanterie noch Artillerie sich im Dorf befinden und der ganze Ort sich ohne Widerstand zu leisten ergebe. Dadurch wurde Dunningen sicher vor weiterem großen Schaden bewahrt. Weiße Fahnen wehten zum Zeichen der Kapitulation vom Rathaus, von der Kirche und von manch anderen Häusern des Ortes. Ein französischer Offizier übernahm als Ortskommandant die Verwaltung des Dorfes. Einzelne Soldatengruppen durchsuchten die Häuser nach deutschen Soldaten und Volkssturmmännern. (Der Volkssturm war eine aus allen nicht der deutschen Wehrmacht angehörigen, waffenfähigen Männern zwischen 16 und 60 Jahren gebildete Kampforganisation. Sie sollte in den bedrohten Heimatgebieten die Wehrmacht verstärken und bei der örtlichen Verteidigung und beim Bau von Sicherungsmaßnahmen mithelfen.) Ganz vereinzelt wurden bei dieser Suchaktion Soldaten aufgegriffen und gefangen genommen. Einige flohen, zwei von ihnen wurden auf der Flucht erschossen und später auf dem hiesigen Friedhof begraben. Viele Wohnungen mußten geräumt werden. Schwerebewaffnete Franzosen zogen in diese ein. Sechs angesehene Bürger wurden als Geiseln genommen. Französische Soldaten wurden als Wachposten vor die Quartiere, vor die öffentlichen Gebäude, vor die Ortskommandantur und an allen Straßenkreuzungen aufgestellt. Frau **Paula Seel** schreibt in ihrem Bericht weiter. „Der ersten Nacht sahen wir mit großer Angst entgegen. Neben unserm Haus biwakierten die Soldaten. Die Haustüren durften nicht abgeschlossen werden. Als es schon dunkel war, polterte ein Soldat die Hintertür herein. - Er bat aber nur um Kerzen und Streichhölzer, dann ging er wieder! - Gott sei Dank! - Die Nacht verbrachten wir alle im Schlafzimmer unseres Vaters, wurden aber nicht mehr gestört. Anderntags mußten wir für die nachrückenden Einheiten das ganze Haus räumen um kampierten nun in der Schreinerwerkstatt mehr als primitiv, ohne jede Kochgelegenheit. Dabei waren die 4 Kinder meiner Schwester mizuvorsorgen. Aber in der Not geht vieles, was man sich vorher nicht vorstellen konnte. - Nach zwei Tagen wurde das Haus wieder geräumt. Wir hatten nun das Vergnügen, den ganz schönen „Saustall“ auszuräumen.“ - Die Post hatte ihre Tätigkeit eingestellt, ebenso alle anderen deutschen Behörden. Nur das kirchliche Leben konnte weitergeführt werden, jetzt sogar besser als unter der Naziherrschaft. Der elektrische Strom war abgestellt, der gesamte Auto- und Omnibusverkehr war unterbrochen. Züge fuhren nur vereinzelt und unregelmäßig. Die Bevölkerung war in Furcht und Schrecken. Man war wie betäubt und wußte gar nicht so recht, was eigentlich geschehen war. An die Besatzer mußten Lebensmittel aller Art abgeliefert werden. Alle Waffen, Munition, Radiogeräte, Uniformen Ferngläser und Fotoapparate mußten an die Franzosen ausgeliefert werden. Jede deutsche Befehls- oder Regierungsgewalt hatte aufgehört zu existieren. Das Rathaus war fran-

zösische Befehlsstation. Von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr war Ausgangssperre. Niemand durfte sich auf der Straße blicken lassen. Die hier als Arbeiter tätigen französischen Kriegsgefangenen und Zivilfranzosen waren sofort frei, ebenso die anderen ausländischen Arbeitskräfte. Ein französisches Tribunal wurde gebildet und ein Gefängnisraum eingerichtet. Die Straßen mußten freigehalten werden. Wer nicht beim Nahen eines Fahrzeuges sofort die Straße verließ, war in Gefahr. In den ersten Tagen kam es dadurch auch zu einem Todesfall. Der kleine Herbert Jochim mußte mit seiner Mutter eine Wohnung suchen, da ihre Wohnung beschlagnahmt worden war. Beim Überqueren der Straße, beladen mit den notwendigsten Kleidungsstücken, fuhr ein Panzer daher, gab Feuer und der Knabe sank vor den Augen seiner Mutter tot zu Boden. Ein weiteres Todesopfer war zu beklagen: Die kleine Maria Straub spielte mit einer Handgranate, die sie gefunden hatte. Das Geschloß explodierte. Dabei verlor das Mädchen ihr junges Leben. Zehn Pferdebesitzer mußten mit ihren Tieren Gespanndienste leisten und Munition transportieren. Sie kehrten erst nach einigen Tagen wieder zurück. Ehemalige Parteigenossen wurden zu Fronarbeiten herangezogen. Für die Besatzungsangehörigen mußten Betten zur Verfügung gestellt werden. Jede Haushaltung mußte nicht nur einen Anzug, sondern auch Schuhe, Mantel und Hut abliefern. Diese Sachen erhielten die bisherigen ausländischen Arbeitskräfte, von denen etwa 2000 im ehemaligen Flaklager auf der Stettener Höhe untergebracht waren. Viele von diesen kamen täglich ins Dorf, um Lebensmittel zu stehlen und zu plündern. Bei Tag und besonders auch in der Nacht war nicht und niemand sicher. Dunningen lag an der Nachschublinie von Kehl durch das Kinzigtal nach Konstanz, deshalb donnerten Tag und Nacht Panzer und Krafftfahrzeuge durch das Dorf.

Julius Wilbs



7	1	11	21
	Gültig ab Aufruf	Gültig ab Aufruf	Gültig ab Aufruf
8	2	12	22
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf
9	3	13	23
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf
10	4	14	24
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf
	5	15	25
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf
	6	16	26
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf
	7	17	27
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf
	8	18	28
	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf	Gültig nach Aufruf

Das Ende des Krieges ✓

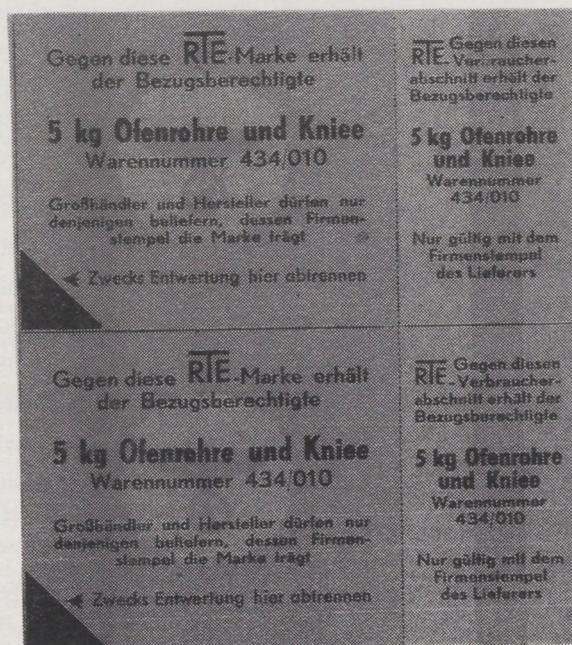
Fast genau mit 16 Jahren wurde ich im August 1944 gemustert. Im Spätherbst ging es dann zweimal für jeweils 3 Wochen zum „Schippen“ oder auch zum „Schanzen“. Einmal in Kuppenheim und einmal nach Wyhl am Kaiserstuhl. Dort mußten wir in den Rheinauen Schützengräben ausheben. Die Alliierten waren nämlich in Frankreich auf dem Marsch Richtung Deutschland. Von Weihnachten bis Ende Januar 1945 folgte dann eine Ausbildung im Wehrrertüchtigungslager auf Burg Lichtenstern bei Löwenstein. Meinen Arbeitsdienst (RAD) verbrachte ich bei Tannheim in Tirol. Der ganze Dienst bestand natürlich nur aus militärischer Ausbildung und dauerte 6 Wochen. An Stelle des Spatens hatten wir das Gewehr. Anschließend hatte ich mich laut Gestellungsbefehl in einer SS-Kaserne in Salzburg einzufinden (1. April 1945). Da um diese Zeit die Russen schon auf Wien vorrückten, wurde diese Kaserne gerade als Lazarett eingerichtet. Meine Einberufung wurde auf „Stuttgart“ umgeschrieben. Auch dort aber waren die Amerikaner und Franzosen schon in Reichweite. So war es für mich bei dem damaligen Durcheinander nicht allzu schwer, mich nach Hause durchzuschlagen. Es sollten noch zwei Wochen vergehen, bis die Franzosen auch bei uns in Lackendorf „einrückten“. Um mir eine Lebensmittelkarte zu beschaffen, mußte ich auf das Rathaus. Als Wehrfähiger hatte ich Anspruch auf eine Raucherkarte, darauf pochte ich auch. Doch der Bürgermeister konterte: „Nun, dann bekommst Du eben keine Zusatzzuckerkarte mehr, die einem Jugendlichen eigentlich zustehen würde.“ Nach einigen Tagen besuchte er mich dann zu Hause und meinte, laut Anordnung müsse ein Mann wie ich zur Wehrmacht. Ich solle mich in der Münsinger Kaserne melden. Ich aber ließ mir Zeit, da ich keine Dringlichkeit und auch keine Gefahr mehr für mich bei Nichtbefolgung sah. Viel lieber half ich meinem Vater bei den Feldarbeiten. Das Sommergetreide mußte gesät und die Kartoffeln gesetzt werden. Die Witterung dazu war günstig. So kam der Freitag, der 20. April. Tags zuvor noch war ich in Rottweil bei meiner Tante Sofie. Dort hörte ich im Volksempfänger (so nannte man den Radioapparat) Goebbels fanatische Stimme anlässlich des Geburtstages des Führers am nächsten Tag. Er beschwor auch da noch den Endsieg, der durch eine Wunderwaffe noch möglich sei. Am anderen Morgen tauchte Bürgermeister Glunk erneut in unserm Haus auf. Zur Feier des Tages in seiner braunen Uniform und in seiner Eigenschaft als Ortsgruppenleiter. Er hatte erfahren, daß ich noch hier war. Er aber sei verantwortlich, und niemand dürfe sich daheim herumdrücken. Auf die Alb reiche es mir nun schon nicht mehr. So wies er mich nach Rottweil auf den HJ-Bann (Geschäftsstelle der Hitlerjugend). Dort sammle sich der Jahrgang 1928 und 1929 zur weiteren Verwendung. Trotz der eindringlichen Warnung meiner Tante Katharine machte ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg nach Rottweil. Im Pfarrhaus wohnten damals Evakuierte. Diese Familie hatte auch einen Sohn in meinem Alter. Er sollte auch mit. Vor dem Rathaus wartete ich auf ihn. Da kam ganz aufgeregt Frau Leis, die Frau meines früheren Lehrers, heraus. Sie bat mich, die Kartons und Kisten in ihrer Wohnung und im Rathaus verschwinden zu lassen. Am gestrigen Abend seien Heeresstabsoffiziere hier gewesen und hätten sich frühmorgens wieder abgesetzt. Sie vermute in diesen Kisten Munition. Ich merkte bald, daß es sich dabei aber nur um Marketenderware und vor allem Zigaretten handelte. So war meine Hilfe überflüssig. Als man kurz darauf Kanonendonner aus Richtung Dunningen hörte, packte ich mein Rad und radelte so schnell als möglich heimwärts. Bei der großen alten Linde im Hinteren Zinken stand ein verlassener Anhänger mit Wehrmachtsverpflegung beladen. Die Anwohner schoben diesen in den nächsten Schopf und nahmen ihn aus. Inzwischen hatte sich die Schießerei auf unser Dorf verstärkt. Einige Häuser wurden dabei beschädigt. Versprengte Gruppen deutscher Soldaten

wollten oder sollten sich den Franzosen noch entgegenstellen. Ihr Widerstand war aber aussichtslos. Wir und unsere Nachbarn flüchteten in den Keller. Nach nicht allzu langer Zeit wurden wir heraufgerufen und von französischen Soldaten nach Waffen durchsucht. Einer kam mit einem Gewehr im Anschlag auf mich zu und verlangte in elsässischem Dialekt meinen Ledergürtel. Er legte ihn auf die Holzbeige und schoß auf das Koppelschloß. Darauf war nämlich der Reichsadler mit dem Hakenkreuz. Wegen der Drohungen deutscherseits getraute sich in Lackendorf niemand, weiße Laken als Zeichen der Kapitulation herauszuhängen. Um aber weiteren Schaden von unserm Dörfchen abzuwenden, sah sich Ortsbauernführer Alois Staiger verpflichtet, oberhalb des Rathauses ein weißes Tuch zu zeigen. Bei den Kampfhandlungen in Lackendorf verloren an diesem Tag noch 3 jungen deutsche Soldaten das Leben. Sie wurden auf unserm Friedhof beerdigt. Einer dieser Gefallenen wurde später in seine Heimat überführt. Drei weitere Soldaten mußten schwer verwundet in das provisorische Lazarett im Stettener Sonnensaal gebracht werden. Diesen Transport tätigte der Lindenwirt Medard Gulde. Er hatte ein gummbereiftes Pferdefuhrwerk. Die kämpfenden französischen Truppen zogen schnell weiter. Danach kam ein Tross mit Marokkanern, die auch einige Maulesel mitführten. Sie wurden größtenteils in den Scheuern des hinteren Dorfes einquartiert. Gott sei Dank war nicht mehr viel Heu und Stroh vorhanden, denn die Afrikaner wärmten sich und ihre Konserven, in dem sie einfach im Freien kleine Feuerchen anzündeten. Beim Einmarsch wurde auch der Schäfer erschossen. Er war bei seiner Herde, die auf der Mühlhalde friedlich graste, geblieben. Damit war für uns Lackendorfer der Krieg vorbei, damit auch die Gefahr, von feindlichen Flugzeugen bombardiert zu werden. Nur einige Tage lang hörten wir noch den Donner der Geschütze aus der Villinger Gegend. Die „Befreier“ kamen nicht als Freunde. Viele Belastungen kamen nun auf die Einwohner zu. Zunächst wurde eine Sperrstunde verhängt. Sich nicht daran zu halten, war lebensgefährlich. Dann mußten viele Gegenstände abgeliefert werden: Radios, Kameras, Gold- und Silbermünzen und selbstverständlich Waffen aller Art. Manche Gewehre wurden vergraben, Munition und Handgranaten, die noch gefunden wurden, einfach in den Bach geworfen. Auch aus unserem Stall wurde von den Besatzern ein Rind geholt und zum Schein mit wertlosen Francs bezahlt. Die Mädchen und Frauen des Dorfes mußten sich von den Marokkanern in Acht nehmen. Es gab einige Übergriffe. Besonders hatten es die Besatzer auf Schafe, Kaninchen und Hühner abgesehen. Vielen wurde der Garaus gemacht, dann wurden sie in unserm Küchen zubereitet. Wir durften sogar mitessen. Wir Buben stolchten in den Tagen nach dem Einmarsch immer durch das Dorf. Die Hilfstruppen (bestehend aus Marokkanern und Schwarzen) liebten die Franzosen nicht besonders. Oft hörten wir von ihnen: „Aleman gutt, France nix gutt!“ Bei ihnen ergatterten wir auch öfters Schokolade und Zigaretten. Sie wiederum erhielten diese Dinge aus den US-Care-Paketen. Bald suchte die französische Ortskommandantur einen Gemeindevertreter. Alois Staiger lehnte die an ihn gerichtete Aufforderung ab mit der Begründung, er sei Bauer und könne nicht mit der Maschine schreiben. Seinerseits schlug er Wendelin Pfundstein als den geeigneten Mann vor. So wurde dieser als kommissarischer Bürgermeister verpflichtet. Aus dieser Zeit ist noch ein weiteres Todesopfer zu beklagen: Andreas Mauch war als Rentner noch als Wachsoldat bei den Munitionsdepots im Tannwald tätig. Dort wurde er tot aufgefunden. Ein unruhiger Sommer mit manch schlafloser Nacht folgte diesem ereignisreichen und schicksalhaften Frühjahr. Die Fremdarbeiter aus Osteuropa (hauptsächlich Polen und Russen) fanden sich auf der Stettner Höhe in den ehemaligen Flakbaracken zusammen. Von dort aus machten sie die ganze Gegend unsicher. Durch Einbrüche versuchten sie, sich zusätzlich Lebensmittel zu beschaffen. In der Sägerei wurde eines Tages der alte Burgbacher erstochen aufgefunden. Es ging um Speck. Auch seine Frau wurde bei dem Überfall verletzt. Auf dem unteren Hochwald kam eines

Nachts bei einem Viehraub Stefan Hirt ums Leben. Den ehemaligen Zwangsarbeitern muß man allerdings zu gute halten, daß die jahrelange schlechte Behandlung eben auch Haß erzeugt hatte. Nun waren die Tage der Rache gekommen. Ende des Sommers aber wurden sie in ihre Heimat abgeholt. Das ganze Jahr über aber blühte der Schwarzhandel, da es überall an Eßbarem mangelte. Bezahlt wurde oft mit Zigaretten. Diese waren die eigentliche Währung. Das Kippensammeln und das Selberdrehen von Zigaretten wurde bei den Rauchern zu einer Passion. Im Herbst wuchs die Not nochmals an. Auf den Äckern sah man mehr Ährenleser als Erntearbeiter. Bis von Schramberg kamen Frauen nach Lackendorf zu Fuß, sie waren glücklich und zufrieden, wenn sie mit einer Tasche voll Kartoffeln nach Hause heimkehren konnten. Die Wälder wurden abgeholzt (Franzosenhiebe) und die Fabrikanlagen unserer Gegend wurden demontiert. Die Lackendorfer Männer und unsere Väter, die schon jahrelang in der Wehrmacht gedient und gekämpft hatten, kamen alle in Kriegsgefangenschaft. Für sie begann nun erst recht ein Leben in Entbehrung und Hungersnot. Die letzten von ihnen kehrten erst 1949 in unser Dorf zurück. Einen Wandel brachte für uns erst die Währungsreform des Jahres 1948. Nun begann überall langsam ein wirtschaftlicher Aufschwung. Unsere Lebenssituation besserte sich von Tag zu Tag. Der Krieg mit all seiner Not, mit Leid und Tod geriet langsam in Vergessenheit.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben im Februar 1995 - also 50 Jahre nach Kriegsende von

Hermann Flaig, Lackendorf



Vom russischen Winter ins Lazarett nach Donaueschingen ✓

Am Tag des Einmarsches der französischen Truppen in Dunningen, am 20. April 1945, war ich auf Urlaub aus dem Lazarett Schweningen zuhause in Dunningen. Ich war damals 20 Jahre alt und hatte schon einige Monate an der Front in Rußland hinter mir. Wie es zum Lazarett-Aufenthalt kam, davon später mehr.

Ich wohnte im elterlichen Haus in der Seedorfer Straße, gegenüber dem damaligen Gasthaus „Schnecke“. Schon am Vorabend des Einmarsches beobachtete ich die jämmerlichen zurückweichenden Reste eines Infantrieregiments. Von Schlaf konnte in der Nacht zum 20. April keine Rede sein, konnte ich mir doch denken, was uns am anderen Tag bevorstehen würde.

Am anderen Morgen schlich ich mich - natürlich in Zivil - auf den Hüttenberg als der nächsten höchsten Stelle im Dorf, um den Gang der Ereignisse zu verfolgen. Ein bedrückender Anblick ist mir im Gedächtnis geblieben: Drei deutsche Soldaten, einer mit einer Krücke, bewaffnet mit Panzerfäusten, rückten dem Feind in Richtung Seedorf entgegen. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Dann war es soweit: Von Seedorf her rasselten die Panzer und die gepanzerten Mannschaftswagen auf Dunningen zu, Fahrzeug auf Fahrzeug mit aufgesessener Mannschaft, eine unabsehbare Kolonne. Durch den Hintereingang kehrte ich ins elterliche Haus zurück. Meine Eltern steckten im Keller, und meine Mutter bat mich, auch herunterzukommen. Ich weigerte mich aber und stellte mich, mit meinem Vater zusammen, vor das Haus. Inzwischen fuhr die Spitze der Panzerkolonne an unserem Haus vorbei. Französische Soldaten mit Maschinenpistolen kamen auf uns zu. Sie filzten uns aber glücklicherweise nur und rückten dann weiter vor bis zur Kreuzung.

Ich wußte, daß im Keller der „Schnecke“ drei oder vier Frauen Schutz gesucht hatten; daher rannte ich über die Straße und schaute nach ihnen - alles in Ordnung. Auf dem Rückweg passierte es dann: Marokkaner auf einem der nachfolgenden Panzer verlangten von mir die Uhr. Gemeint war natürlich die Armbanduhr. Da ich aber keine besaß, eilte ich in die „Schnecke“ zurück, nahm die Wanduhr herunter und bot sie - wieder auf der Straße - den marokkanischen Soldaten an. Diese bogen sich vor Lachen und wollten von dieser Uhr nichts wissen, so daß ich sie wieder an ihre alte Stelle hängen konnte.

Später am Tag unternahm ich vorsichtig einen „Kontrollgang“ durchs Dorf. Von der Steineleh aus, wo meine Gotte wohnte, mußte ich mitansehen, wie deutsche Kriegsgefangene durch das Dorf bis zur damaligen Zehntscheuer getrieben wurden. In der Dämmerung schlich ich mich nach Hause zurück. Vorsichtshalber nächtigte ich - voll bekleidet - auf dem Sofa. Man konnte ja nie wissen...

Am anderen Tag verteilten französische Soldaten Verpflegungspakete unter sich. Die Zigaretten aus angebrochenen Packungen flogen auf die Miste. Als ich sie „retten“ wollte, wurden sie mit Stiefeln in den Mist gestampft. Allerdings steckte mir wenig später ein französischer Soldat ein ganzes Päckchen Zigaretten zu. In den nächsten Tagen war man beschäftigt mit den Neuigkeiten, die während des Einmarsches passiert waren. Man hörte von zwei Gefallenen, die auf dem Friedhof in Dunningen bestattet wurden. Einzelne Übergriffe der Marokkaner machten ebenfalls die Runde. Dann kam eines Tages der Aufruf des Ortskommandanten durch die „Ortsschelle“: „Alle ehemaligen Angehörigen der deutschen Wehrmacht haben sich anderntags um 14.00 Uhr vor dem Rathaus mit Wasch- und Rasierzeug einschließlich Verpflegung einzufinden!“ - Es hieß, eine gesprengte Brücke im Kinzigtal müsse wieder aufgebaut werden. Wir waren etwa 15 - 20 Mann, und die Begeisterung hielt sich natürlich in Grenzen. Nach etwa einer Stunde Wartezeit zeigten sich der Ortskommandant mit seinem Dolmetscher, Ludwig Graf, und

Bürgermeister Mauch auf der Rathauptreppe und verkündeten uns, daß wir wieder nach Hause gehen könnten. Diese Nachricht wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Nun zu meiner Zeit als Soldat:

Eingezogen wurde ich Anfang April 1943 mit 18 Jahren. Nach einer Kurzausbildung in Straßburg als Fernsprecher kam ich nach Boskop in Holland, wo eine neue Sechste Armee zusammengestellt wurde (die alte Sechste Armee war in Stalingrad aufgerieben worden). Dort erhielt ich eine zusätzliche Funkerausbildung und auch einen Reitkurs. Schließlich wurde ich als V.B.-Funkler bei einer schweren Abteilung verwendet. Eingesetzt wurden wir ab Anfang August 1943 an der Südfront südlich in Kiew, Rußland, wo die rumänischen Verbündeten zurückgewichen waren. Über eine längere Zeit konnten wir die Stellung halten. Dann kam der gefürchtete russische Winter. Mit meinen Reitstiefeln froh ich erbärmlich an die Füße. Bei einem überraschenden Vorstoß von unserer Seite ergatterte ich von einem toten russischen Kommissar dessen Filzstiefel. Dafür ließ ich dann meine engen Reitstiefel zurück. Die Filzstiefel reichten bis zum Knie, und meine Kameraden beneideten mich darum. In der Nähe von Kirowograd wurden dann unsere Division und zwei deutsche Panzerdivisionen eingekesselt. Eine Schneeschmelze hatte eingesetzt. Dann kam bitterer Frost. Wir waren gezwungen, im Freien zu nächtigen. Dabei erfroren mir die Zehen. Deutsche Flugzeuge warfen am 9. Januar 1944 Verpflegungsbomben über unserem Kessel ab. Sie waren hauptsächlich für die beiden Panzerdivisionen gedacht, denn denen waren sowohl die Munition als auch der Treibstoff ausgegangen. Wir sicherten uns allerdings unseren Anteil an Kaffee und Schokolade aus den Verpflegungsbomben. - Aus der Fallschirmseide der „Bomben“ bastelten wir Tarnüberzüge für sämtliche Fahrzeuge. Aus Mangel an Treibstoff wurde nur bei wenigen Panzern der Motor angelassen. Diese wenigen laufenden Panzer schleppten dann andere Fahrzeuge hinter sich her. So durchbrachen wir, im Schutz unserer Tarnkappen als Geisterzug die Umzingelung des Kessels. Nach vier Tagen gab es erstmals heißen Kaffee, den eine russische Bäuerin uns zubereitete. Meine Zehen hatten sich schwarz verfärbt. Der Sanitäter schickte mich zum Hauptverbandsplatz. Von dort kam ich ins Feldlazarett. Der Lazarettzug brachte mich über Odessa am Schwarzen Meer bis zu einem Vorort von Warschau. Zehn Tage lang war der Zug unterwegs. Meine Zehen wurden dauernd gepudert, außerdem mußte ich eine Schiene tragen, die bis zum Gesäß reichte, damit ich mich nicht bewegen konnte. Mit einer „Zehenzange“ wurde die noch vorhandene Schmerzempfindlichkeit in den lädierten Zehen überprüft. Im Lazarett Münsterberg in Schlesien wurden mir dann schließlich die Zehen am linken Fuß amputiert.

Eigentlich wäre mein Heimatlazarett Rottweil-Rottenmünster gewesen. Statt dessen landete ich im Lazarett in Donaueschingen. Dort machte ich mich, sobald ich wieder einigermaßen gehen konnte, als Helfer nützlich und bekam bald den Spitznamen „Sani“. Der Stabsarzt, Dr. Kuhn, ist mir in Erinnerung als hervorragender und dabei saugrober Doktor. Mich mochte er gut leiden, und er verhalf mir zu einem Heuernte-Einsatz in Rietheim. Mein „Arbeitgeber“ war der Bürgermeister, Bauer und Wirt in der Gemeinde und lud mich nach Feierabend zum Vesper in die Küche des Gasthofes ein. Dort traf ich einen alten Bekannten - meinen Stabsarzt, natürlich beim Essen.

Durch die Empfehlung meines Stabsarztes kam ich dann nach Schwenningen. Dort erhielt ich orthopädische Schuhe und konnte in der Wäscherei des Schwenninger Lazaretts arbeiten. Durch das Tragen der schweren Wäschekörbe platzte aber meine Fußwunde wieder auf, so daß ich als nächstes in der Entlausungsstation leichtere Arbeit fand und mir dabei eine schicke Gebirgsjäger-Uniform zum Ausgehen „organisierte“.

Kurze Zeit später war ich mit zuständig für die Ausgabe von Papierbinden in der sogenannten „Apotheke“. Ein Schwerbehinderter, der von meiner Arbeit in der „Apotheke“ erfahren hatte, bettelte so lange, bis ich ihm drei Morphium-Ampullen samt Spritze be-

Kriegsende ✓

Wie alle paar Jahre begab ich mich auch im letzten Sommer auf den Speicher zum Entrümpeln. Wir alle kennen das Phänomen: man findet in einer alten Kiste Briefe und Photos aus längst vergangenen Tagen, und bald ist man in ihre Lektüre vertieft und versinkt in der Erinnerung an alte Zeiten, wie zum Beispiel an die letzten Tage des 2. Weltkriegs.

Ich verbrachte diese Zeit in meinem Geburtsort Dunningen. Mein Vater war 1933 als Arzt dort hingeschickt worden und gründete dort eine Familie. Er hatte den Mut gehabt, vor Ausbruch des Krieges aus der nationalsozialistischen Partei auszutreten und war wohl auch deshalb den ganzen Krieg über als Soldat an der Front. Meine Mutter versorgte aus diesem Grund die gesamte Dunninger Praxis medizinisch. Bezahlt wurde sie dafür allerdings nicht, denn sie war nur medizinisch-technische Assistentin.

Unser Leben auf dem Lande verlief relativ harmonisch. Ich erinnere mich an glückselige Mittagstunden in der heißen Sonne beim Heuen und Ernten auf den Feldern; die Schule fiel in dieser wirren Zeit meistens zur großen Freude der Kinder überhaupt aus. Ich war auch viel lieber beim Urisepp oder bei sonst einem guten Bekannten zuhause.

Wir Kinder fanden es paradoxerweise äußerst interessant, wenn wir nächtens im Keller das Ende des Luftalarms abwarteten; denn da hatten die Erwachsenen für uns Muße und vertrieben uns die Zeit mit dem Erzählen von Geschichten. Man setzte sich zusammen auf die aufgestellten Bänke; mehrere Nachbarn waren so beisammen. Unser Nachbar, der Kaufmann Graf, hatte meist eine Tüte mit Keksen oder sonst eine Nascherei dabei, die er trotz der schlechten Zeiten irgendwo in seinem Laden auftreiben konnte. Ich entwickelte eine richtige Kunst, so lange an diesen Köstlichkeiten rumzunagen, bis wir wieder in unsere Wohnung konnten.

Dann kam der Tag, an dem Einquartierung, deutsche Soldaten, in unser Haus verlegt wurden. Die Front rückte näher. Meine Mutter verbrachte Stunden mit Schwarzhören auf dem Speicher. So waren wir wenigstens einigermaßen informiert, wie sich der Krieg entwickelte. Schwarzhören, d.h. heimlich ausländische Sender abzuhören, war absolut verboten. Wir Kinder wußten, daß wir mit niemandem darüber sprechen durften.

Als die Soldaten abrückten - mir schien dies nach Monaten zu sein - wollten sie meine Mutter überreden, sich mit uns ihnen anzuschließen. Unser Hund, Axel, ein Kriegsveteran, der mit meinem Vater in Rußland war und den mein Vater nach Hause schickte, als ihm klar wurde, daß der "Endsieg" wohl kaum zu erringen war, bekam eine Rotkreuz-Plakette um den Hals gehängt. Meine Schwester und ich wären gerne in einer der Pferdewagen mitgefahren, versprachen wir uns doch ein interessantes Abenteuer in fremden, unbekanntem Landschaften. Meine Mutter wollte jedoch die Patienten ob einer ungewissen Zukunft zu unserer großen Enttäuschung nicht verlassen. Und so erlebten wir, Gott sei Dank, das Kriegsende in Dunningen.

Ich kann mich noch erinnern, daß wir Nachbarskinder irgendwann einmal im Gartenhäuschen des Gasthofs "Krone" zum Entsetzen aller Erwachsenen Hitlers Geburtstag gefeiert haben. Erst später erkannte ich, daß wir nicht geschimpft wurden, weil wir zuhause Zutaten zu dieser "Feier" abzwiegt, sondern daß damals niemand mehr nach der Begehung dieses Geburtstages zumute war.

Dann kam der Tag, an dem die Franzosen kamen.

Wie üblich fiel die Schule aus. Die Kinder aus der Nachbarschaft, meine Schwester und ich beobachteten, wie auf dem Platz vor unserem Hause Militär auffuhr: riesige Kanonen, wie wir sie bis dato noch nicht gesehen hatten, Panzer jede Menge und Funkwagen. Alle

waren sie mit Tarnung versehen. Wir standen mit großen Augen bei einem der Funker und schauten ihm bei seiner Arbeit zu. Derweile sah man vom Platz aus wie an der Kirche eine Menge Leute auftauchten. Wir erfuhren später, daß dies der Volkssturm war, alte Männer und blutjunge Burschen, die man wohl in letzter Verzweiflung mehr oder weniger als Kanonenfutter rekrutiert hatte. Plötzlich schickte der Funker uns nach Hause.

Als wir vom ersten Stock unseres Hauses auf den Platz vor dem Hause blickten, war der ganze Spuk vorbei; alle Fahrzeuge waren in Richtung Bösinggen verschwunden als ob sie nie dagewesen wären.

Meine Mutter und unsere treue Seele, Agathe Kammerer, waren in der Küche mit Kochen beschäftigt, So gingen wir Kinder wieder nach unten hinter das Haus. Meine Schwester setzte sich mit einem Buch gemütlich in ihren Korbsessel. Ich war des Lesens noch nicht mächtig, da ja die Schule immer ausgefallen war, und so vergnügte ich mich damit, meine Schwester am Lesen zu hindern.

Auf einmal hörten wir viele Schüsse. Meine Mutter und die Agathe kamen die Treppe heruntergerast, packten jeweils eine von uns und schleiften uns in die bis jetzt uns so sicher erscheinende Obhut des Kellers.

Merkwürdige, beunruhigende Geräusche waren in den nächsten Stunden von oben zu hören. Wir alle glaubten fürwahr, unser letztes Stündlein sei gekommen. Wir waren sicher, daß wir, falls wir uns nach oben trauten, sofort erschossen würden. Das waren in der Tat schreckliche Stunden.

Etwas um 5 Uhr abends beschloß meine mutige Mutter, einen Ausflug nach oben zu wagen. Nach kurzer Zeit kam sie wieder in den Keller und sagte, es sei alles vorbei, der Krieg zuende und wir könnten uns wieder blicken lassen.

Der Schock war groß. Das Haus wimmelte nur so von Soldaten, die alle ein mir unverständliches Französisch parlierten. Kolonnen von Militärfahrzeugen durchfuhren unseren Ort; immer wieder entstiegen ihnen Soldaten, schwärmten in die umliegenden Häuser aus und kamen reichlich beladen mit Beutegut auf den Armen wieder zum Vorschein. Da das Haus, in dem wir wohnten, damals repräsentativ aussah, war es für die Plünderer ein beliebtes Objekt. Offiziere und einfache Soldaten holten sich so aus dem Hause wie aus einem Selbstbedienungsladen, was immer ihnen gefiel. Ein Offizier schnappte sich das Radio und gleichzeitig noch den ohne Benzin in der Garage stehenden Mercedes. Keiner schien zu bemerken, daß an allen Schränken die Schlüssel steckten; sie wurden trotzdem einfach brutal aufgebrochen.

Bei einem dieser Beutezüge entdeckte ein Offizier ein leeres Munitionsmagazin für ein Luftgewehr. Jetzt war's passiert. Wo, so insistierte er, war das dazugehörige Gewehr? Wir wußten es nicht, denn der Rottler, der Chef der Milchzentrale unter uns, hatte es, wie sich später herausstellte, für meine Mutter vergraben. Wir wurden alle vier in Reih und Glied an der Wand aufgestellt. Die Drohung, wir würden umgehend allesamt erschossen falls das Gewehr nicht auf der Stelle auftauchen würde, mußte von uns sehr ernst genommen werden. Zum ersten Mal schien mir mein Leben wirklich bedroht. Und so weinten und jammerten wir um unser Leben.

Der Offizier ließ sich erweichen und begnügte sich damit, meine Mutter im Falle des nicht Auslieferens der Waffe zu erschießen. Er saß, ein stämmiges, kurzes Männchen mit Menjoubärtchen und dick beringten Fingern, in einem Klubsessel meiner Eltern und kostete seine Macht aus.

Wir hatten Glück; der so bedrohliche Augenblick ging vorüber. Der Herr mußte Hals über Kopf abreisen. Neue Soldaten strömten in unser Haus.

Bei der Schießerei mit dem Volkssturm an der Kirche gab es mindestens einen Schwerverletzten. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es auch Tote gegeben hat. Der Schwerverletzte hatte einen Lungendurchschuß und benötigte dringendst ärztliche Behandlung. Man brachte ihn zu uns und legte ihn in unserer Praxis auf ein Bett. Der Junge war, soweit ich mich erinnere, gerade sechzehn. Meine Schwester und ich versorgten ihn mit Wasser und bestürmten alle Soldaten, denen wir uns verständlich machen konnten, einen Arzt und entsprechende Behandlung für ihn zu finden. Einige Ärzte kamen, - jedoch nicht, um ihn zu versorgen. Sie nahmen sich aus unserer Praxis, was ihnen gerade gefiel und verschwanden wieder.

Erst als es dunkel wurde, hatten die flehentlichen Bitten meiner Mutter Erfolg. Man versprach uns, den jungen Mann nach Rottweil ins Krankenhaus zu schaffen. Er wurde auf eine Bahre gebettet und unter großen Schwierigkeiten aus dem Hause getragen. Im Krankenhaus ist er allerdings nicht angekommen. Ich habe gehört, daß er tot im Straßengraben aufgefunden wurde.

Wir Kinder setzten uns in die Ecke der Küche und beobachteten mit großen Augen den Koch beim Herstellen des abendlichen Menus für die Herren Offiziere. Diese hatten unsere Wohnung beschlagnahmt. Der Koch war ein beleibter Marokkaner mit einem Riesenturban auf dem Kopf und einem aufgezwirbelten Schnurrbart. Er rollte bedrohlich mit den Augen in seinem dunklen Gesicht, wenn sein Blick auf uns fiel, so daß wir uns so klein und unauffällig wie möglich machten. Allein, unsere Neugierde war größer als die Angst und wir drückten uns in eine Ecke der Küche. Da es keinen Strom mehr gab, brannten überall Petroleumlampen, sogar auf der wertvollen Mahagonianrichte im Eßzimmer. Noch heute kann man die Spuren von ihnen auf dem Möbelstück sehen. Die gespenstische Atmosphäre wurde jedoch bald für uns gemildert; der Augen rollende Koch versorgte uns mit Bonbons, eine Köstlichkeit, die wir schon fast nicht mehr kannten.

Der nächste Morgen dämmerte trüb herauf. Vor dem Hause standen die restlichen Volksstürmer in Reih und Glied, - fertig zum Abtransport in eine ungewisse Zukunft. Ein marokkanischer Soldat mit einem roten Fez und hervorstehenden Wolfszähnen verkündete uns, daß wir umgehend das Haus zu verlassen hätten, da es für Offiziere benötigt würde. Nur unser Bettzeug konnten wir mitnehmen. Unsere Nachbarn, der Kaufmann Graf, war liebenswürdigerweise sofort bereit, uns aufzunehmen. Und so zogen wir zur Familie Graf. Wir Kinder fanden das alles sehr aufregend und hingen den ganzen Tag trotz des Verbots der Erwachsenen am Fenster des gräflichen Wohnzimmers und beobachteten das Geschehen auf der Straße.

Menschen mit ihren Habseligkeiten auf Leiterwagen zogen vorbei. Eine Kriegerwitwe, Frau Jochim, die im Gasthaus "Krone" gewohnt hatte, mußte ebenfalls mit ihren vier Kindern ausziehen. Ihr Bruder, August Graf, nahm sie auf. Als sie mit ihrem Sohn Herbert bei der Bäckerei Scholder vorbeiging, kam ein Panzer die Grabengasse heruntergefahren. Mutter und Sohn flüchteten auf die Treppe der Bäckerei. Der Schock war für uns Kinder unbeschreiblich, als wir sahen, daß der auf dem Panzer sitzende Franzose das Kind kaltblütig und völlig grundlos erschöß. Frau Jochim sollte später auch noch ihre älteste Tochter, Irmgard, verlieren. Sie wurde, wie Zeugen berichteten, absichtlich von einem französischen Jeep auf der Fahrt mit dem Fahrrad in die Schule nach Schramberg angefahren und getötet.

Am Nachmittag kam ein Marokkaner ins Haus, der unter seinem Mantel einen Riesenlaib Brot und ein Glas schwarzer Johannisbeermarmelade trug. Nach längeren Verhandlungen mit meiner Mutter schenkte er uns diese Kriegsbeute und zog gleichzeitig einen toten Stallhasen unter seiner Uniform hervor. Es stellte sich heraus, daß er letzteren irgendwo gestohlen hatte und ihn nicht bei den Franzosen abliefern wollte. So erklärten wir uns bereit, den Hasen für ihn zuzubereiten, allerdings unter der Bedingung, daß wir auch mit-

essen durften. Am nächsten Tag warteten wir vergeblich auf ihn. Er war wohl schon abkommandiert worden. Ohne Bedauern ließen wir uns alle dieses köstliche Mahl schmecken.

Da war aber noch der Laib Brot und die Marmelade. Wir wußten, daß in der Milchzentrale ein Butterfaß mit Inhalt verblieben war. Es war uns strengstens verboten, unser Haus zu betreten, und so wurden am Eßtisch in der Küche erst langwierige Diskussionen geführt, ob man es überhaupt wagen könnte, die Butter zu holen, und wenn ja, wie denn das anzustellen sei. Bald hatten wir einen Plan ausgeheckt: wir "unfolgsamen" Kinder wurden vorgeschickt und die Erwachsenen, Agathe und meine Mutter, kamen nach, um uns unter Schimpfen wieder nach Hause zu holen. Als wir alle in der Molkerei waren, stellte sich heraus, daß wir nicht die einzigen Leute waren, die vom Verbleib des Butterfassens wußten. Da aber Eile Not tat, kam man mit der anderen Gruppe von Usurpatoren rasch überein, das Diebesgut zu teilen. Als wir uns wieder durch die Türe der Molkerei hinausstehlen wollten, gingen gerade ein paar Franzosen vorbei. Schnell verdrückten wir uns wieder, bis sie weg waren und rannten dann als die Luft wieder rein war, rasch nach Hause. Noch heute kann ich mich genau an das gute Brot mit der gestohlenen Butter und der Marmelade erinnern. Brot und Marmelade stammten wohl von Frau Müller aus der Wehle-Brauerei.

Nicht alle Marokkaner waren so freundlich wie unser unfreiwilliger Wohltäter. Eines Nachts wurden wir von Ludwig Graf mit den Worten "Frau Doktor, sie kommen!" geweckt. Uns Kinder wurde erst viel später klar, was da passierte. Wir wurden kurzerhand zu unserer Mutter und Agathe ins Bett gesteckt. Die beiden krochen unter die Bettdecke. Kaum waren sie verschwunden, da kamen "sie" schon, -etwa vier Soldaten; ich glaube mich zu erinnern, daß es Marokkaner waren. Es gab, wie gesagt, keinen elektrischen Strom und so leuchteten sie uns mit Taschenlampen ins Gesicht und fragten immer wieder. "Nix Frau, nix Mademoiselles?" Sie gingen von Zimmer zu Zimmer, denn sie mußten ja die leeren Betten meiner Schwester und mir gefunden haben, und suchten nach Frauen und Mädchen. Obwohl sie nochmals in unser Zimmer zurückkamen, schauten sie glücklicherweise nicht unter die Bettdecken, so daß meine Mutter und unsere Agathe vor dem grausigen Schicksal einer Vergewaltigung verschont blieben. Denn die Soldaten hatten 48 Stunden Vergewaltigungs- und Schändungserlaubnis wie ich später erfuhr.

Am nächsten Morgen erwachten wir durch eine gewaltige Detonation. Irgendetwas war in die Luft geflogen. Bald wurde meine Mutter gebeten, zu kommen. Ein junges Mädchen aus der Grabenstraße, die Gärtnerstochter Maria Schaub hatte eine Handgranate aufgeschraubt, die dann losgegangen war und sie völlig zerfetzte.

Der Friede sah wohl aus unserer Kinderperspektive nicht so friedlich aus wie wir gehofft hatten. Die Erwachsenen erzählten von allen möglichen Vorkommnissen grausiger Art. Mir ist nicht bekannt, ob es sich dabei um Gerüchte handelte oder ob sie der Wahrheit entsprachen.

Als wir schließlich die Gastfreundschaft der lieben Grafs nicht mehr in Anspruch nehmen mußten und wieder in unsere Wohnung zurückkamen, präsentierte sich uns ein Bild der Verwüstung. Die Holzkisten mit Kristall und Porzellan, die wir zum Schutz vor Bomben im Keller eingelagert hatten, waren einfach umgestürzt worden und der Inhalt zerbrochen. Die Treppe in den Keller wurde von uns Kindern zur Rutschbahn umfunktioniert; denn die Einquartierung, oder wer auch immer, hatte sämtliche Unterlagen aus der Dunninger Bank mit den vielen Büchern meiner Eltern, unseren sämtlichen Photographien und sonstigem Papier- und Schreibkram einfach die Kellertreppe hinuntergeleert. Das Sortieren allein dauerte Wochen. In der Wohnung selbst wohnten ja die durchreisenden Offiziere; sie betrachteten die Wohnung als Supermarkt und nahmen mit, was ihnen

gefiel und was sie brauchen konnten. So waren alle Schränke ausgeräumt und ein Teil des Inhalts lag verstreut auf dem Boden.

Die Dunninger Bevölkerung nahm den Zusammenbruch des Dritten Reiches gelassen hin. Außer dem Ortsgruppenleiter, dem Lehrer Nägele, war meines Wissens niemand geflohen. Befreite französische Kriegsgefangene, die schon längst im Ort integriert waren, zogen mit der Tricolore durch das Dorf, und wir verstanden sie, glaube ich, alle. Sie freuen sich über ihre Befreiung, ohne daß sie an irgendeinem Ortsbewohner Rache für schlechte Behandlung genommen hätten.

Nicht nur die Franzosen bedienten sich in den Häusern mit dem, was sie gebrauchen konnten, auch Leute vom Dorf räumten den Kaufladen der Familie Denzinger und auch deren Wohnung aus. Viele Leuten beteiligten sich an diesem Raubzug, als sie sehen mußten, wie manche das, was sie da klauten, kaum wegzuschleppen vermochten, - allerdings auch, um nachher der Familie wenigstens einen Teil des Geraubten wieder zu kommen zu lassen.

Ich erinnere mich auch an eine grausige Beobachtung. Sie ist vielleicht aus der Wut gegen die Vorherrschaft der Nazis zu verstehen, obwohl sich mir auch noch heute die Haare beim Gedanken an den Vorfall sträuben. Eine Frau, die jeder wegen ihrer Frömmigkeit und Güte bewundert hatte, zeigte den französischen Soldaten die Wohnung einer Frau mit den Worten: "Dort drüben wohnt das größte Naziweib des Dorfes; vor die nicht am Galgen hängt, gibt es keine Ruhe im Dorf!" Ein Glück für die Frau, daß die Franzosen dies entweder nicht verstanden, oder es aber auch nicht verstehen wollten; sonst hätte Frau Waibel wohl kaum überlebt.

Wir arrangierten uns in den folgenden Monaten prächtig mit der französischen Einquartierung. Vor unserem Hause waren über 20 Panzerfahrzeuge aufgestellt, die ständig von Soldaten bewacht wurden. Die Atmosphäre wurde zunehmend entspannter. Bald tumten wir Kinder ungeniert zwischen dem "Schwarzen Jean", einem großgewachsenen, gutmütigen Algerier, Jimmy, dem Opersänger von der Pariser Oper und sonstigen neuen Freunden auf den Panzern herum. Wir durften sogar zum Manöver mitfahren und lugten mutig aus der Luke der Panzer heraus. Die Soldaten versorgten uns mit Brausepulver und gelegentlich sogar mit Schokolade. Wir sammelten deren Zigarrettenkippen und verhökerten sie an die Erwachsenen, die froh waren - man stelle sich dies heute mal vor -, wenn sie sich aus den Kippen ein paar Glimmstengel drehen konnten.

Wir hatten die strenge Anweisung, gefundene Munition, die zuhauf im Dorf herumlag, auf der Kommandatur im Rathaus abzuliefern. Eines Tages fanden wir Kinder hinter unserem Haus verschiedene Handgranaten, zwei Eierhandgranaten und zwei mit langem Stiel. Verantwortungsbewußt beschlossen wir, unserer Bürgerpflicht nachzukommen und begaben uns mit den Granaten in der Hand in Richtung Rathaus. Alle Menschen, die uns begegneten, nahmen sofort Reißaus, als sie unsere kleine Karawane, vier Kinder und unseren Hund Axel, bemerkten. Unverdrossen setzten wir aber unseren Weg fort, bis wir zum Rathaus gelangten. Auch dort brach das schiere Entsetzen aus. Man ließ uns das Gebäude nicht einmal betreten, sondern wir bekamen aufgeregte und barsche Order, stehen zu bleiben und unsere "Fundsachen" vorsichtig auf den Boden zu legen. Dann befahl man uns, so rasch wie möglich nach Hause zu gehen. Wir waren etwas enttäuscht, hatten wir uns, wenn schon nicht einen Finderlohn, so doch ein lobendes Wort ob unseres Verhaltens erwartet.

Reich an der Zahl sind die Erinnerungen, die ich an diese Zeit habe. Viele Dinge, die mir heute, am 8. Mai, durch den Kopf gehen, sind bitter, traurig und wären es wert, rasch vergessen zu werden. Aber in der Rückschau empfinde ich diese Zeit nostalgisch doch überwiegend interessant, ja sogar beglückend. Eine neue Zeit tat sich uns auf. Die Zukunft, zwar ungewiß, jedoch voller Hoffnung - friedvoll und heiter. Als eine Befreiung

Sinnloser Widerstand in der Locherhofer Straße

Als am Vormittag des 20. April 1945 französische Panzer die Locherhofer Straße hinunterratterten, saßen Magdalene und Eugen Kammerer (sen.) zusammen mit ihrem französischen Kriegsgefangenen Rene Bazive im Kartoffelkeller des Hauses von Eugen Schumacher. Tags zuvor noch hatten die benachbarten Landwirte Franz Gunkel, Karl Burgbacher, Anton Mauch (Grausis) und mein Großvater Eugen Kammerer auf Anweisung des Ortsgruppenleiters vor der Eschachbrücke Richtung Locherhof eine Panzersperre aus aufgeschichteten Baumstämmen errichtet. Als die Panzer vor der Sperre anhielten, öffnete Rene, auch „Cölestin“ genannt, die ins freie Feld führende Kellertür und begrüßte seine Befreier. Cölestin hatte 5 Jahre als Kriegsgefangener bei meinen Großeltern in der Landwirtschaft gearbeitet. Nach der kurzen Begrüßung seiner Landsleute kehrte Cölestin zu meinem Großvater zurück und erklärte ihm, daß die Besetzer auf der unverzüglichen Entfernung der Panzersperre bestünden. Andernfalls, so hätten sie erklärt, würden sie die umliegenden Häuser beschießen. So machten sich die selben Bauern, nur unter anderem Kommando, wieder mit ihren Pferden an die Arbeit und beseitigten das Hindernis. Plötzlich fiel ein Schuß. Die Franzosen bemerkten recht schnell, daß am Hohenrain auf freiem Feld ein deutscher Volkssturmsoldat stand und mittels Karabiner auf die Panzerbesatzung schoß. Wie sich später herausstellte, war es ein Soldat namens Ernst Wiebisch, der die Nacht zuvor beim Tannenbauer verbracht haben soll und ausgestattet mit einem Fahrrad und einem Karabiner den Vormarsch der Franzosen aufhalten wollte. Ein französischer Soldat nahm sein Gewehr, steckte ein Zielfernrohr auf, und mit dem ersten Schuß, so berichteten die Augenzeugen, sei der Soldat tödlich getroffen worden. Bei den Panzern und deren Besatzung standen mehrere Kinder und Jugendliche aus dem Dorf. Unter ihnen befand sich auch der etwa 14jährige Helmut Erath von der Bitze. Ihn schickten die Franzosen an den Hohenrain, um das Fahrrad des Gefallenen zu holen. Als er es herbeigeschafft hatte, nahmen die Franzosen die angeschnallten Munitionstaschen ab und gaben dem Jungen das Rad. Der tote Volkssturmmann soll erst nach Tagen von dort abgeholt worden sein. Er wurde auf dem Dunninger Friedhof beerdigt. Sein Grab ist heute noch erhalten.

Cölestin kehrte nach 5jähriger Gefangenschaft in Dunningen als 37jähriger nach Frankreich zurück. Dort fand er nicht nur seinen durch die deutsche Wehrmacht restlos geplünderten Bauernhof; eine weitere Enttäuschung erwartete ihn: seine Verlobte aus der Vorkriegszeit hatte zwischenzeitlich einen anderen geheiratet. Cölestin hat sich von seinem Kriegsschicksal nie mehr ganz erholt. Er starb 1976 als vereinsamter Junggeselle.

Oswald Kammerer

Wie ich den Umsturz erlebte

Lieber Herr Wilbs,

Ihnen, Ihren Mitarbeitern und der Gemeinde erstmal wieder herzlichen Dank für die Zusammenstellung und Herausgabe der „Brücke“. Ich freue mich jedesmal auf das Heft, und es wird meist gleich am Abend nach der Ankunft gründlich durchgeschaut und gelesen, des öfteren nochmals während des Jahres.

Der Bericht von Herrn Haas hat mich erschüttert. Was haben doch viele unserer Väter im Krieg schweres Leid durchgemacht!

Der Bericht von Herrn Roth erinnerte mich an meine eigene Schulzeit in Dunningen. Damals vor dem Umsturz wußte ich als Kind (Jahrgang 1935), daß ich nicht erzählen durfte, daß Onkel und Vater in einem Nebenzimmer unter einem Teppich im Radio den Auslandssender hörten. Wir Kinder sollten das nicht wissen und haben es doch mitbekommen. Mein Onkel war im ersten Weltkrieg, Vater arbeitete in der Pulverfabrik IG Farben als Schichtarbeiter (spätere RODIA - Rottweil). Einmal sagte ich: „Oh Vater, bin ich froh, daß Du keine Soldaten verschießt“. Da sagte er ganz traurig: „Oh Mädle, bei uns macht mer Pulver und mit deam verschiaßt ma d´Leit, aber ma kas au zum Sprenga nea (nehmen) und wieder mit dem äbis baue, z.B. a Tunnel.“

Wir hatten sehr Angst, Vater könnte auch einen Stellungsbefehl erhalten. Daß unsere Familie nicht Hitler-freundlich war, wußte ich genau. Da hörte ich was, wir ständen auf der schwarzen Liste und daß es deshalb möglich sein könnte, daß wir aus Dunningen weg müßten. Ich bekam Angst, aber darüber zu sprechen getraute ich mich nicht. Der Bruder meines Vaters hatte einen französischen Kriegsgefangenen. Ein Sohn des Onkels war gefallen, der andere beim Rommel-Feldzug in Afrika. Im Heimaturlaub brachte er eine große Orange mit. Wir, meine Geschwister und ich, haben zum erstenmal eine Orange gesehen und sie dann durch acht geteilt. Wendelin zeigte uns, wie es gemacht wird. Die Erwachsenen bekamen auch davon ab.

Mit dem Gefangenen Charles hatten wir Kinder große Freude, er half bei der Feldarbeit und durfte bei Tisch mitessen. Er mochte uns auch sehr gern. In Freudenstadt wurde gekämpft, wir brauchten nicht mehr zur Schule gehen. Ich versuchte immer wieder zu hören, was die Erwachsenen so tuschelten. Da hieß es, für was brauchen wir noch einen Volkssturm, schickt die Männer fort, die richten nur Unheil an. Onkel Hans sprach da von „wir müssen unser Dorf übergeben, ich hisse die weiße Fahne auf dem Rathaus, hab das mit dem Uri schon ausgemacht“. Ich verstand nichts davon, nur daß es jetzt ganz gefährlich werden kann. Wenn nur alles schon vorbei wär! Das Schlimmste, unser Vater war nicht da. Er mußte im Geschäft sein und da sei schon der Feind, hieß es. „Lieber Gott hilf, laß doch den Vater heimkommen“. Da kam unser Nachbar und sagte zu meiner Mutter: „Geh mit den Kindern in den Keller“. Dieser war durch einen weiß markierten Pfeil gekennzeichnet. „Bleib im Keller bis ich wieder komme“. Wir beteten still und laut und hatten Angst. Endlich kam der Nachbar und sagte: „Ihr dürft raus, es ist nichts passiert“. Wir sprangen auf die Straße und sahen die Gefangenen von der Ginterfabrik den Berg hinunter gehen, wir hinten nach und unten an der Rottweiler Straße standen französische Spähwagen. Wir schauten nur, da winkten uns die Gefangenen von der Ginterfabrik, die wir kannten. Sie hatten freudige Gesichter, einer gab uns eine Tafel Schokolade (die erste in meinem Leben) und schickte uns wieder heim. Zu Hause traf uns der strenge Ton: „Bleibt jetzt daheim und geht nicht mehr aus dem Haus, ich möcht Euch in meiner Nähe haben“.

Wenn jetzt nur Vater da wäre. Die Mutter war mit uns fünf Kindern allein und sehr aufgeregt. Es wurde im Ort geplündert und gestohlen von Deutschen und Franzosen. Einmal

kam der Befehl, Gewehre und Munition müßten abgeliefert werden. Vater hatte beides, weil er im Schützenverein war. Aber jetzt war er nicht da. Mutter getraute sich nicht, mit diesem Zeug umzugehen. Endlich, nach einigen Tagen kam Vater, er war von Rottweil aus zu meiner Tante nach Villingendorf gegangen. Weil dort eine Geisel gesucht wurde, floh er durch den Wald. Im Hochwald wurde er von französischen Soldaten angehalten, aber sie nahmen ihm nur die Uhr ab, dann durfte er wieder weiter. Ich hatte Angst, Vater könnte noch in Gefangenschaft müssen. Er meinte: „Hoffentlich nicht, der Krieg ist aus.“ Nun wäre alles gut, wenn nur die Munition nicht wäre. Mutter meinte: „Willst Du sie abliefern?“ Vater sagte: „Es ist zu spät, schnell verstecken, daß nichts passiert.“ Das Gewehr wurde ins Klosett geworfen (Wasserspülung hatten wir noch keine).

Es wurde uns gemeldet, vier Offiziere wollen unser Haus besetzen. Die Munition wurde im Schopf vergraben, wo das Reisig und der Schweinestall war. Vater sprach mit den Offizieren und ließ Charles als Dolmetscher rufen. Von ihm hörten wir, daß er bald nach Hause darf. Wir durften im Haus bleiben. Die Mutter mußte Tag und Nacht für die Franzosen kochen, die oft Freunde mitbrachten und ein großes Gelage machten. Sie brachten immer die gestohlenen Hühner aus der Nachbarschaft mit. Obwohl unser Haus schon voll war, kamen noch Marokkaner mit Mauleseln in unsere Scheuer. Die Marokkaner schliefen auf dem Heu. Sie warfen die Distelstecher wie Speere an unsere Obstbäume. Sie holten in der Küche Wasser und brachten uns Kakao, Wurstdosen, Kaugummi, Zwieback und noch anderes Eßbares, welches uns fremd war. Mutter sammelte alles in einem Karton und sagte: „Vielleicht brauchen die es selber wieder“. Aber sie wollten uns beschenken.

Die Marokkaner machten im Schopf ein Lagerfeuer, wir hatten furchtbar Angst wegen der versteckten Munition und Hausbrand. Nochmals wurde nach Charle gerufen, ihm erzählten wir alles. Zu sagen, daß in der Nähe einige kleine Schachteln Patronen versteckt seien, getraute auch er sich nicht, und so sagte er nur, sie sollten sehr aufpassen wegen der Brandgefahr.

Dann nahm Charles schnell Abschied, er durfte heim. Wir Kinder hatten grausame Angst, es könnte brennen oder explodieren und Vater würde dann erschossen. Mein kleiner Bruder lief immer um den Tisch herum und betete: „Heilige Maria Mutter Gottes, heilige Maria Mutter Gottes...“. Nach einer Woche zogen die Marokkaner mit ihren Mauleseln weiter. Auch die Offiziere verließen unser Haus. Wir sangen in der Familie gemeinsam „Dankét dem Herrn“, so befreit und froh wie und froh wie an diesem Tag war ich lange nicht mehr.

Jetzt ging das große Aufräumen los. Wir als Kinder fanden es lustig, wie die Frauen sich gegenseitig fragten: „Gehört dieser Topf dir?“ „Hast du meine Messingpfanne mit dem langen Stiel gefunden?“ „Bei mir haben sie eine Milchkanne gelassen, die muß doch dir gehören.“ Alles war schwarz verrußt und dreckig.

Wie wir später hörten, haben andere über die Zeit des Umsturzes noch Schwereres und mehr Leid mitgemacht. Ein Schulkamerad von mir wurde im Beisein seiner Mutter erschossen; es hieß, sie wollten einen Schreckschuß abgeben, weil die Ausgangssperre begonnen hätte und der Bub sei dabei getroffen worden. Andere sagten, er hätte aus Spaß die Hand hochgehalten.

Ich denke, mir ist als Kind bewußt geworden, wie sinnlos ein Krieg ist. Doch nicht unerwähnt soll bleiben, Charles wollte in späteren Jahren meinen Onkel besuchen, traf aber nur noch den Sohn an. Es entstanden freundschaftliche Verbindungen zwischen den beiden Familien. Leider ist Charles inzwischen schon verstorben, ich hätte ihn gerne mal wieder gesehen. Er sagte des öfteren: „Wie schön wäre es, Dein Sohn wäre hier in Dunningen und ich Zuhause, dann wäre alles gut“.

Jeder erlebte sicher die Tage des Kriegsendes und Umsturzes etwas anders. Doch die Trauer um die Gefallenen, das Leid um die Vermißten und Verwundeten sowie die Not um unsere deutschen Soldaten in französischer, amerikanischer und russischer Gefangenschaft war für alle im Dorf gemeinsame Sorge so wie der Wunsch nach einem schnellen Friedensschluß.

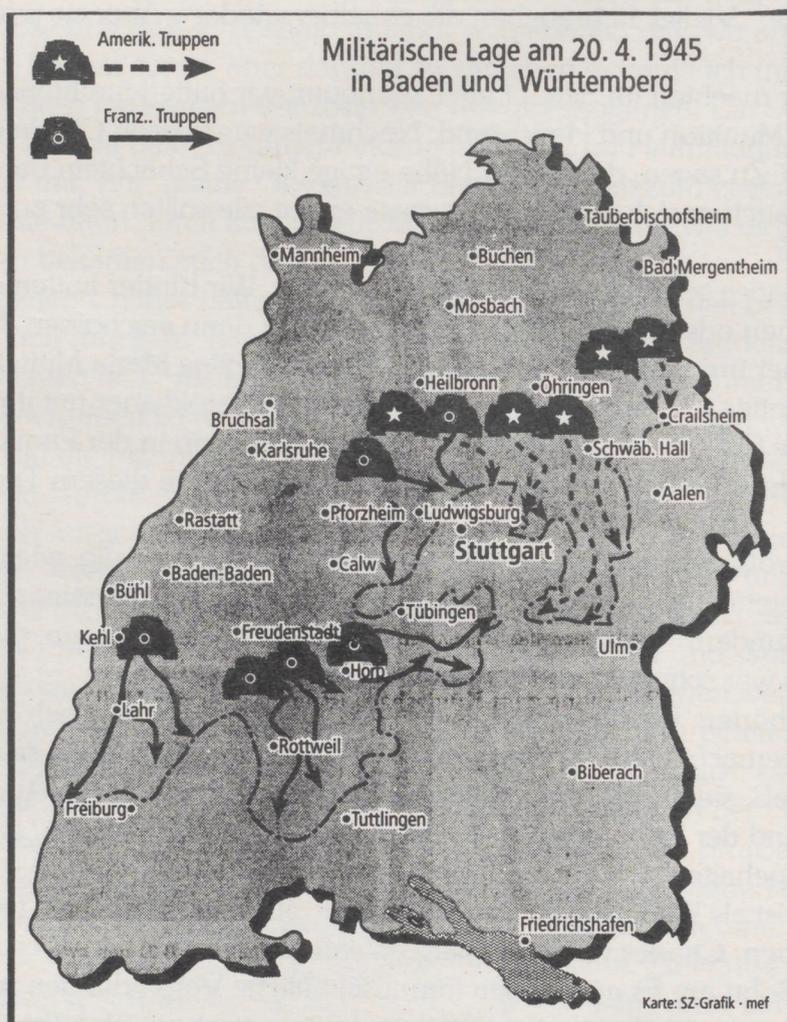
Ich meinte damals, jetzt ist Frieden, der Krieg ist aus. Leider waren noch lange keine Friedenszeiten in unserem Dorf, erst hatte mal die französische Besatzung was zu sagen, wir waren französische Zone. Unser Land war aufgeteilt in verschiedenen besetzte Zonen der Westmächte. Es entstand die Ostzone, Flüchtlinge und Heimatvertriebene kamen vom Osten. Ab und zu ging die frohe Nachricht durch das Dorf, der und der ist aus der Gefangenschaft heimgekehrt.

Meine Cousine erzählte mir: „Jetzt wissen wir, daß unser Vater noch lebt, er hat aus russischer Gefangenschaft geschrieben, aber er hat viel Hunger“.

So Herr Wilbs jetzt habe ich aber viel geschrieben, vielleicht geben mehrere Berichte aus verschiedenen Gesichtspunkten ein besseres Geschichtsbewußtsein für die Vergangenheit.

Mir selber hat es gut getan, das ganze Kindheitserleben mal auf's Papier zu bringen. Ihnen nun alles Gute, Gottes Segen wünschend grüßt Sie freundlich

Lina Hils, Aulendorf



Der Ring um Stuttgart ist am 20. April fast geschlossen. Die französischen Panzerspitzen dringen von Westen und Süden vor, die amerikanischen Einheiten von Norden und Osten. Auch an den anderen Fronten kommen die Franzosen flott voran: nur noch wenige Kilometer trennen sie von Freiburg oder von der Schweizer Grenze bei Schaffhausen.

Grafik: Max E. Fehr

Als Gefangener in Dunningen

Am Freitag, dem 4. September 1942, kam ich als Kriegsgefangener nach Dunningen. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß ich über diese Zeit einmal etwas schreiben werde, hätte ich ihn ausgelacht. Ich war noch nicht ganz 24 Jahre alt. Ein deutscher Wachtmann hat mich und noch einen anderen Kriegsgefangenen vom Lager in Villingen mit dem Zug nach Rottweil gefahren, danach mit dem Postauto nach Dunningen. Mein Kamerad war der Sohn einer Bauernfamilie aus Nordfrankreich. Er kam zu einer Witwe. Ich aber kam zu einer Bauersfamilie. Als mich der Wachtmann dorthin brachte, war nur die Meisterin zu Hause. „Ach, Gott im Himmel“, sagte sie zu dem Posten als sie mich sah, „wenn der Wind weht, fällt der ja um!“ Sie schwätzte natürlich Dialekt, aber ich habe es so ungefähr verstanden. Mein Eintritt in Dunningen war halbgünstig. Trotzdem sollte ich in dieser Ortschaft bis zum Ende des Krieges bleiben.

Die Meisterin ist etwa 40 Jahre alt. Unten im Haus wohnt die ledige Schwester des Meisters. Sie ist so groß wie ich, aber ziemlich viel stärker, sie heißt Josefine. Das Haus ist aus Holz und Steinen gebaut und ist ziemlich alt. Es gibt auch einen Sohn, er ist etwa 12 Jahre alt. Das zweitälteste Kind der Familie ist ein Mädchen namens Rosa. Karl und Rosa sind z.Zt. in der Schule. Bei der Josefine lebt das zweite Mädchen, die Johanna, sie ist erst 5 Jahre alt. Das jüngste Kind ist erst 1 ½ Jahre alt und heißt Norbert. Ich gehe mit dem Wachtmann in die Stube zum Vespere. Dort gibt es einen runden Tisch mit Eckbänken und Stühlen. Dort sitzen wir zusammen mit Frau Ida. Sie schneidet Brot und gerauchten Speck, Wurst gibt es auch dabei. Außer der Begrüßung habe ich gar nichts gesagt, nur zugehört. Die Kinder essen Brot und Marmelade. Die Frau hat mehrmals gesagt, daß ich so schlank bin, der Wind wird mich umwerfen. Der Wachtbegleiter lacht und erklärt, wo und wie er mich gesehen und gefunden hat. Ich bleibe mit beiden Frauen, die viel Fragen stellen. Die älteren Kinder sind inzwischen aus der Schule gekommen. Sie lachen immer, überhaupt das Mädchen. Ich verstehe, daß vor mir auch ein Kriegsgefangener im Hause war. Er ist fort; entlassen nach der Landung bei Dieppe in Frankreich. Die deutsche Reichsregierung wollte Geste des guten Willens gegenüber der französischen Regierung machen. - Am Abend gab es Suppe, nicht nur Wassersuppe, aber mit Gemüse dabei. Milch und Kartoffeln waren auch dabei. Später hat mich das Mädchen zum Lager gebracht. Da ich etwas deutsch sprechen konnte, haben wir uns gut unterhalten können. Im Lager sind gute Kollegen, meist Landwirte, nur einer ist Wagner. Im Dorf gibt es noch ein anderes Lager. Einige Tage später gehen einige Kollegen fort. Der Wachtmann war mit meinem Wachtmann in der Metzgerei. Als sie beide zurückkommen, sind die Kerle weg. Der Wachtmeister heißt Schnee (?), er ist Metzger in Mariazell, sechs Kilometer weit. Er hilft einem alten Mann, der auch Metzger ist und dessen Frau das Lager (unter dem Namen Kegelbahn) gehört. Diese Frau heißt Emma. Sie hat eine Tochter vonnamens Rosa.

Ich bemerke schnell, daß die Leute in Dunningen anders leben als in allen Städten, wo ich vorher gewesen bin. Der Meister heißt Otto. Er schafft fest. Da er zwei Pferde hat, muß er oft für die Gemeinde arbeiten oder auch für andere Bauersfrauen, die alleine sind. Die Hilfe ist nicht kostbar, da diese Frauen dann auch wieder bei der Ernte aushelfen. - Ich habe Glück gehabt: die herben Erntearbeiten sind vorbei. Ich werde nur Klee holen. Ich werde auch lernen mit Flegel zu dreschen. Später wird mit Samen wieder eingesät. Ich werde auch mit dem Roß Weizen walzen. Mit meinem Meister werden wir Langholz nach Schramberg führen. Wir müssen zuerst die Tannenstämme aus dem Wald schleppen und lagern. - Ich bin zufrieden: von der Arbeit, von dem Meister und vom Haushalt. Arbeit scheint leichter, wenn man keinen leeren Magen hat. Zum ersten Mal

habe ich hier den Gewürzgeschmack wiedergefunden. Seit Rheinfeldern (wo er zuvor gearbeitet hat*) war in allen Küchen nur Salz gebraucht worden. Oft denke ich an die anderen Kameraden, die hie und da arbeiten. Ich habe mein Glück endlich gefunden, ich bin Teilnehmer einer Familie, es fehlt mir nichts. Familiennest ist wieder gefunden. Otto hat mir gleich im Anfang gesagt: „Wir arbeiten miteinander. Wer schaffen will, bekommt wie der Meister zum Essen und zum Trinken. Aber keine Fehler machen: Du siehst nichts, weißt nichts von mir und von dem, was gemacht wird.“ Und das war auch so. Einmal kam Otto am Samstag in das Lager und fragte den Wachtmann um „seinen Franzos“ (es wurde in Dunningen nirgends von Kriegsgefangenen gesprochen) sofort für einige Stunden. Unterwegs sagt Otto kein Wort. Sein Schweigen beachte ich. Als wir im Haus angekommen, sehe ich in der Scheune einen Mann, der ein Schaf gemetzelt hat, die Haut ist weg von dem Fleisch. Ich helfe schneiden, kochen, tragen oder in Salz legen. Die Därme werden gleich gewäscht und geschnitten. Alles was möglich ist, wird in Dosen gekocht. Dann werden die Dosen zugedeckt. Alles was unbrauchbar ist, wird dem Hund oder den Hühnern gegeben. Was wir essen können, wird versteckt. Eine Stunde dauerte es, dann wird ein Vesper gerichtet. Der Mann ist über der Nacht gekommen, ein Freund von Josefine. Er ist Hirt, und das Schaf hatte eine böse Pfote. So ist die Geschichte.

Die Leute in Dunningen lachen gern. Sie sind auch nicht so arm wie die Leute, die in der Stadt wohnen. Als ich einmal mit Otto mit Pferd und Wagen unterwegs war, trafen wir einen Mann, der am Rand der Straße Gras machte. Otto ließ die Pferde anhalten. Er sagte: „Grüß Gott, hier siehst meinen Mitarbeiter. Der Franzos kann deutsch.“ Der Mann, er ist Steinbruchmeister, glaube ich, sagt zu mir: „Ja, hier ist ein schönes Land. Und wir lieben es. Schauen Sie nur: so gern haben wir unsern Boden im Herz, daß wir ihn mit Brettern in allen Gärten umringen.“ Später habe ich selbst gesehen, irgendwo in der Nähe von Schramberg, wie die Leute nach einem Gewitter den abgerutschten Boden mit einer Kippe auf dem Buckel wieder bergauf tragen. Ich habe auch beobachtet, wie diese Leute Mist bergauf bringen. Zuerst, ein vollgeladener Wagen wird auf die Straße geführt, mit Stoßkarre dabei. Eine Frau hat eine Kuh mit Geschirr und ein langes Seil und auch eine Seilrolle geführt. Wenn sie oben ist, nach etwa einem Kilometer anstrengendem Weg, bindet sie die Seilrolle an einen Tannenstamm. Das Seil läuft durch die Radkehle und dann wird es bergab geworfen, mit Stein am Ende angebunden, damit es gut direkt nach unten rollt. Dann, der Karren, den man unten gefüllt hat, wird angehängt. Die „obere“ Kuh wird bergab geführt und zieht den Karren bergauf (etwa 80 m steil). Die Kuh bleibt unten und frißt. Eine andere steigt wieder bergauf, während der Mann den Mist abladet und aus dem Weg wirft. Er bringt den Karren leer bergab und füllt ihn wieder. - Mittelalter Arbeit!

Wenn ich am Sonntagmorgen komme, ist meine Arbeit oft schon gemacht. Kuhmist ist schon hinaus. „Otto hat es gesagt“, sagt die Frau, „du brauchst nur deinen Kaffee trinken und den Kuchen essen. Für uns Weiber ist es nicht viel, drei Mistkarren hinauszubringen. Wir sind auch schon mit Melken fertig. Es gibt keine Sonntagsarbeit für dich. Und wir sind bald mit den Kindern fertig und haben keine Verspätung zur Kirch.“ Hier, so merke ich, sind die Leute christlich, lauter katholischer Glaube. Es gibt auch eine Reform- oder evangelische Kirche in Tennenbronn, glaube ich. Ich habe auch gefragt, was die 3 Buchstaben bedeuten, die mit Kreide am Türtrand oben sichtbar sind. In Dunningen war es überall, wo katholische Familien wohnen. Ich habe auch gehört, es war etwas wie Widerstand gegen die Regierung, die immer keine andere Macht vertragen konnte als die NSDAP.

Ich bemerkte auch einige Personen, die Tracht tragen an jedem Tag der Woche. Und auch Leute, die großen Schnurrbart haben. Näher habe ich einen alten Landwirt, Herr Baier vom Stittholz, gekannt. Er hat mir erklärt, sein Schnurrbart war wie der von Reich-

spräsident Hindenburg. Tracht und Schnurrbart waren ein Rest der Vergangenheit, und das wollte die NS-Regierung nicht vertragen. Auch in Dunningen hatten viele ein Parteiabzeichen gekauft, freiwillig oder um Ruhe zu haben. Die ersteren tragen es oft, die letzteren einmal im Jahr. Die größte Menge aber hatte es in Nachttischschublade ein für alle Mal gesteckt. Im Oktober 1942 habe ich wieder im Sinn, eine Flucht aufzurichten. Seit ich die Werkstatt geputzt habe, habe ich den Meister gefragt, ob ich aus den vielen herumliegenden Fahrrädern eines zusammenschrauben dürfe. Otto sagte: „Wenn du etwas brauchst, darfst du nur Ida fragen.“ Er weiß, was ich vorhabe. „Gut, ich danke dir, aber die Zeit ist noch nicht da.“ „Wenn ich einmal Flüchtling sein will, sage ich es dir vorher. Wenn ich durchkomme, sende ich das Rad mit dem Zug wieder hierher oder nach Rottweil.“ -Ich glaube, daß ich eine breitere Teilnahme in der Familie habe, als wenn ich in der Fabrik arbeitete. Ich dachte weniger an die Abfahrt. Endlich war es nicht notwendig: Frankreich wurde im November 1942 ganz besetzt. So bin ich in Dunningen geblieben, statt in die Schweiz oder wieder in den Krieg in England oder in Afrika mich freiwillig zu melden. Hier lebe ich fast wie in Freiheit und habe genügend Ernährung und eine wechselnde Arbeit. Ich kenne viele Personen, (ich kenne auch die gefährlichsten!), unser Wachtmann ist nicht schlimm. Hier gibt es mehr als vorher das Duzen in allen Unterhaltungen und bei (fast) allen Personen. - Einmal habe ich Holz gespaltet bei einer sehr alten Frau, die mir einen Sonderlohn gab. Sie war gesichtlich aus Italien oder Sizilien und hatte auch lange Ohrringe. Sie erzählte mir, daß ihr Sohn in Italien war bei der Wehrmacht. Er brachte Zigarren mit, wenn er Urlaub hatte. Sie gab mir einige Stücke. Das waren lange, krumme Zigarren, die sehr stark zu rauchen waren, da sie lang und fein gedrückt waren. Es gab immer auch ein Vesper dazu und auch Weißwein. Das war so selten, daß ich das gespaltene Holz auch noch aufeinander brachte.

Wir erleben Klaustag, Weihnachten und Silvestertag. Ich bekomme um diese Zeit eine ungute Nachricht. Ich muß am Anfang 1943 die Familie verlassen, ich werde aber trotzdem in Dunningen bleiben. Otto meint - wie ich - daß wir beide so gut zusammen gekommen sind. Wir reden miteinander, um zu erfahren, woher dieser Schlag kommt. Endlich geht der Meister zum Bürgermeister und fragt. „Wer Neid hat nichts mit dem Gesetz zu tun“, meint er. Es kommt in freie Sicht, daß der Sohn Karl bald 14 Jahre alt wird und er muß aus der Schule. In den gleichen Zeiten wird mit etwa 16 Jahren ein anderer Junge seine Familie verlassen zum Militärdienst. Ob ein Kind mit 14 Jahren soviel arbeiten kann wie ein Mann, weiß ich nicht. Mir schien die Arbeit mit 59 kg Gewicht und kaum 24 Jahren schon sehr herb. Der Wind hat mich nicht auf den Boden geworfen, wahrscheinlich weil Ida gute Suppe und Speckvesper versorgt hat. Ich werde niemals vergessen, was diese Familie für mich getan hat...

Dann mußte ich meinen bisherigen Meister verlassen und als Landwirts- und Schreinergehilfe bei einer anderen Familie arbeiten. Ich traf einmal auch den Ortsgruppenleiter, der wie ich, Lehrer war und sich über mich als Kollegen freute. Ich hatte in seiner Wohnung als Schreiner gearbeitet. Als Dank dafür bekam ich von ihm echte Havannazigarren mit Holzbesteck. Aber, sagte er, bitte rauchen Sie irgendwo, wo Sie allein sind, daß es niemand sieht. Auf keinen Fall dürfen Sie meinen Namen erwähnen, da die Leute es weiterschwätzen können. Ich hatte das seltene Vergnügen, Raucher von Parteizigarren geworden zu sein. Ich habe ihn nur einmal wieder getroffen auf dem Weg nach Stüttholz; er hatte seine beiden Buben und ein elfjähriges Mädchen, das sehr geschickt war, bei sich. Ich hatte ihn begrüßt - als Mensch, nicht als Ortsparteistellvertreter - und hatte ihn noch vor einem Bienenschwarm gewarnt, der sich etwa 100 m entfernt auf einer Kleewiese niedergelassen hatte.

Der Wachtmeister hat uns erzählt, wie er für seine Frau eine Schürze beschaffen wollte. Er hat in einem Textilgeschäft danach gefragt. Ohne Punktmärkle gibt es nichts, war die Antwort. In Rottweil hat er dann im Forstamt gefragt, es war ausgeschlossen. Dann war er wieder nach Dunningen gegangen und hatte hier und da gefragt. Jemand hatte ihm gesagt, er solle seine Frau im Forstamt anstellen lassen, denn als Forstbeamtin war es möglich, eine Schürze zu bekommen. Der nächste Bezugsschein wies seine Frau als „im Dienst des Waldmeisters“ aus, und sie hat eine Schürze erhalten. -

Von der Beerdigung eines Franzosen hatte man uns ausgeschlossen. Die Behörden in Dunningen hatten die Beerdigung früher als uns angekündigt stattfinden lassen. Übrigens, es war sehr gefährlich Noten schreiben (gemeint ist: Notizen zu machen), da der Gendarm oft einen Besuch mit 4 oder 5 Spießgesellen machte. Und natürlich sah er als geheim, was sie nicht verstanden. Ich war auch öfters beim Gendarmeriefeldwebel, um etwas zu reparieren. Er war 24 Stunden im Dienst! Immer wenn der Fruchtfülltrichter leer war, stand er auf, um nachzufüllen und etwas zu essen und zu trinken. Er konnte einen Kasten Bier am Tag trinken, hat er mir gesagt. Am 20. April 1945 habe ich ihn wiedergesehen, lachend sagte er „Grüß Gott, bald ist alles vorbei!“ -

Im Mai haben wir eine Fahrradtour gemacht. Abends fuhren wir zurück. Ich sah den Polizei. Wir grüßten uns. „Halt,“ sagte er, „kommen Sie hierher!“ Meine Kameraden haben auch angehalten. „Wissen Sie, daß Sie kein Licht haben?“ - „Ja, ich habe es eben bemerkt. Wir wollten nicht den Stonelei hinunter.“ „Sie sind strafbar.“ Und er zieht seine Uhr hervor und liest sie ab. 22 Uhr 15. Ich sage zu ihm: „Wenn Sie die Uhr ohne Licht sehen und ablesen, ist es noch hell genug, um ohne Licht zu fahren.“ „Bitte“, sagte er leise, „machen Sie keinen Streit. Der Gendarm hat sich dort auf der anderen Seite versteckt, und ich muß einen Strafzettel schreiben.“ „Gut, was kostet es?“ „Heute ist Pfingsten!“ „Danke schön für das Geschenk.“ „Sie warten, bis es amtlich ist. Ich bin nicht schuld. Ich habe den Befehl von dem Gendarm bekommen.“

Seit 21 Tagen habe ich keinen Brief mehr aus Frankreich bekommen, und seit über einem Monat gibt es keine Möglichkeit mehr, meiner Mutter Geld zu schicken. Seit langer Zeit gebe ich wieder Französischstunden; meine Schüler sind eine Junge von 14 Jahren und ein Fräulein von 19 Jahren. Beide zeigen Interesse. -

Ab 31. November arbeite ich endlich in der Ginter-Fabrik. Über den November und Dezember habe ich keine Notizen, das bedeutet, die Lage in der Fabrik war gut. Ich hatte den Meister gebeten, Spielzeug herstellen zu dürfen. Es wurde mir erlaubt. Ich wollte ein Wägele für den jüngsten Sohn meines 1. Meisters und eine Puppenstube für die zweitjüngste Tochter bauen und für Rosa einen Koffer für die Nähmaschine (1972 hatte sie ihn immer noch). -

Im April 1945 habe ich den Rat gegeben, die nötigsten Lebensmittel in Kübeln zu vergraben. Die Löcher dazu habe ich einige Tage vor dem 20. April im Wald und am Hauseingang selbst gegraben. Ich hatte es so gut getarnt, daß man es nicht sehen konnte. - Am 12./13. April war ich abends im Dorf und hatte in nördlicher Richtung einen Kampf gehört. Von der Ginter-Fabrik war es gut zu sehen. Es war ungefähr 30 km Luftlinie entfernt, sehr wahrscheinlich war es Freudenstadt. Seitdem war es einfach, die Angriffsrichtung zu wissen. - Am 15. April war ich überzeugt, daß in der folgenden Woche die Alliierten kommen müßten, um die hier liegenden Soldaten zu entwaffnen.

Am Mittwochabend hatte ich wieder Besuch gehabt; es war der Zahnarzt, der zugleich Parteisekretär war. Er war auch ohne Parteiüberheblichkeit gut mit uns. Er hatte mir eine Zahnfüllung (schmerzlos!) mit einer sehr guten Legierung gemacht. Er war gekommen und hatte mir gleich einen 333er Goldring mit einem gelben Stein gegeben. Er fragte nur: „Was sollen meine Frau und unsere Mädchen machen, wenn ich als Offizier fortgehen muß? Wollen Sie bitte meine Frau besuchen und beruhigen?“ Was sollte ich sagen? Zuerst, während des Widerstandes, konnte ich nichts tun, und es war möglich, daß ich auch in dieser Zeit beschäftigt wäre.

„Nein“, sagte er, „Sie werden gleich als Dolmetscher ins Rathaus gerufen. Habe ich irgendeinem Franzosen oder Ihnen die Hilfe verweigert?“ „Nein,“ sagte ich, „aber ich weiß nicht, wann etwas vorfällt und wie ich im Rathaus gebraucht werde. Das werden die Alliierten Behörden bestimmen, wenn sie einmarschiert sind.“ „Ich möchte nur, daß meine beiden Töchter keine Angst haben müssen. Behalten Sie dieses Geschenk als Andenken. Ich bin aus dem Sudetenland und habe schon keine Heimat mehr.“ „Ich tue, was mir möglich sein wird, aber es werden mich viele Leute um etwas Ähnliches bitten.“

Am 20. April war ich dann im Rathaus bei einer Militärbehörde und hatte keine Zeit gehabt, mich um die Familie zu kümmern, so schnell war die Besetzung vor sich gegangen. - Als ich von einer Fahrt zur Mühle zurückkam, hatte mein Meister im Keller alles für einen Daueraufenthalt hergerichtet. Gegen 11 Uhr 30 am 20. April sah ich den ersten Panzer, der langsam aus Richtung Seedorf kam. Ihm folgten mehrere andere. Dann feuerte der erste Panzer drei Schüsse ab - der letzte war ein Brandschuß - alle in Richtung Steinbruch. Gegen 12 Uhr hat mir der Pole vom nächsten Hof durch Handbewegungen zu verstehen gegeben, daß ich mit dem Fahrrad kommen sollte. Sein Meister hatte vom Rathaus die Nachricht bekommen, daß ich sofort dorthin kommen sollte. Ich hatte meine französische Uniform angezogen. Mit dem Fahrrad bin ich bergauf fast geflogen, es war das erste Mal, daß ich ohne abzusteigen trotz der Karrenräderrinnen bis zur Seedorfer Straße gefahren war.

Als ich um 12 Uhr ins Rathaus kam; waren die Panzer schon in Richtung Rottweil vorgezogen, weiter als man den Dorfbach sehen konnte. Auf dem Rathaus war der Bürgermeister, der Polizei und ein anderer Mann. Unter dem Tisch stand eine Kiste mit einigen Flaschen Weißwein. Am Fenster wehte schon die französische Fahne. Der Bürgermeister sagte ein paar Worte. Wir haben ruhig Wein getrunken. Der Bürgermeister gab mir eine Armbinde mit der Aufschrift „Dolmetscher-Interprète“. Oberlehrer Benz gab mir die Möglichkeit, im Rathaus zu schlafen. Der Bürgermeister hatte darum gebeten. Amtlich war ich ihm und der Militärbehörde verantwortlich. Er ließ seinen Sohn als Helfer bei mir, um ihn zu holen, falls es nötig war. Gegen Abend wollte der damalige Kommandant eine Namensliste aller Parteigenossen haben. Er ließ den Bürgermeister, seine Sekretärin und zwei Beamte holen. Bei der Aufstellung der Liste gingen wir nach den Straßen vor; das Fräulein, das 16 oder 17 Jahre alt war, war müde geworden und hatte seinen Kopf auf die Schreibmaschine fallen lassen. Gegen 1 Uhr waren auch wir müde. Ein Unteroffizier kam mit einem Zettel in der Hand. Der Oberst las ihn und sagte: „Entschuldigung, meine Herren! Was wir jetzt gemacht haben, ist nicht unnützlich, wir müssen aber abfahren.“ Ein Unteroffizier und zwei Soldaten begleiteten uns dann nach Hause, weil wir nicht allein gehen dürfen. sie gehörten zur 1. Armee von General de Lattre de Tassigny. -

Später kam ein französischer Kommandant, der mich darum gebeten hatte, ihm bei der Einquartierung seiner Leute in Privathäusern zu helfen. Wir hatten die ganzen Vormittag geschafft. Abends kamen deutsche Kriegsgefangene ins Dorf. Sie wurden in der Gemeindegemeinde untergebracht. Zwei französische Offiziere gaben für uns abends in der

„Kegelbahn“ ein Essen. Später hatten wir alte französische Lieder gesungen. Am Sonntag sahen wir abends einen Lastwagen voll mit entlassenen Kriegsgefangenen, die nach Frankreich fuhren. Mit meinen Kameraden hatte auch ich die Entscheidung getroffen, mit Militärfahrzeugen nach Frankreich zu fahren. Wir waren 6 oder 7 aus der Ginter-Fabrik, die denselben Wunsch hatten. Zum Abschied sagte mir Herr Ginter: „Wenn einer von euch seine Arbeit los ist, braucht er nur zu kommen, und er bekommt sogar als Meister seine Arbeit.“ Er hatte uns sehr geschätzt. Als wir gingen, sagte er zu mir leise: „Ich habe vielen geholfen“ - und er nannte die Namen einiger Kameraden, die sich strafbar gemacht hatten. Am Montag fuhren wir von der Junghans-Fabrik ab. - Ich habe oft an unsere Kameraden gedacht, die in Deutschland gefallen sind. Und auch an die guten Leute überhaupt, die in Dunningen wohnen. Ich muß allen Personen aus der Landwirtschaft „vielen Dank“ sagen, die uns geholfen haben zu überleben und besser zu leben.

Claude Charpin

Der Verfasser hat den Text in deutscher Sprache geschrieben. Wir haben ihn im wesentlichen so belassen und nur dort geändert, wo dies zum Verständnis unbedingt notwendig war.

Isolde Hafner und Julius Wilbs



Von links nach rechts:

Für die Richtigkeit der Namen kann keine Gewähr übernommen werden

1. Seevezyk Jean 1906 - 1950 (bei Fischinger Hermann Locherhoferstr.)
2. ??? (Ginter Fabrik oder Schramberg), spät angekommen
3. Hisleur Arthur
4. Bazire René 1908 - 1976 (bei Kammerer Eugen)
5. Benedict Jean (bei Maier Josef, Seedorfer Str.)
6. Marty Raoul † 1980 (bei Burri, später: Ginterfabrik)
7. Petizon (Ginter Fabrik)
8. ??? Spät nach Dunningen gekommen (Ginter Fabrik)
9. Dankowski Franz 1913 kam 1945 mit einer Russin nach Deutschland zurück
10. Charles Buire 1911 - 1990 (bei Mauch Mathilde Seedorfer Str.)
11. Claude Charpin ?

In französischer Gefangenschaft

Bei der Einheit, bei der ich war, kamen wir von Frankreich zurück und sind in Eutingen bei Horb auseinandergezogen worden. Mit noch 7 anderen Soldaten kam ich nach Schleipheim auf den Flugplatz. Dort hatten wir uns über Nacht im Luftschutzraum zurückgezogen und von innen die Tür verschlossen. Als wir morgens dann herauskamen, waren die Amerikaner schon auf dem Flugplatz. Wir gingen dann in einen Raum nach oben, dort nahmen die Amerikaner uns in Empfang. Die Waffen mußten wir natürlich gleich abgeben. Somit waren wir am 9. Mai 1945 schon in Gefangenschaft. Mit ein paar Rippenstößen wurden wir auf LKW's verladen und nach Fürstfeldbruck in ein großes Lager gebracht. Dort verbrachten wir zunächst 2 Tage hinter Stacheldraht. Zum Essen gab's noch nichts. Nun, wir hatten ja noch unsere eisernen Rationen. Am 3. Tag wurden wir wiederum auf LKW's verladen, je LKW 30 Gefangene. Die Fahrt endete diesmal in Ulm, wo wir in einem Lager zusammengepfercht wie Schafe untergebracht wurden, 7 Tage lang. Zum Essen haben wir Gras gerupft, und es in Wasser gekocht. Das war unsere einzige Mahlzeit, abends gab es noch einen Keks.

Nach einer Woche wurden wir nach Heilbronn verlegt. Dort war ein riesengroßes Lager. Es war in kleinere Abteilungen aufgeteilt. Mit dem Eßlöffel haben wir uns ein Loch gebuddelt und mit einer Zeltbahn ein Dach darüber gebaut, damit wir wenigstens in der Nacht sitzend darunter schlafen konnten. So mußten wir wiederum fast eine Woche ausharren mit je 3 Keksen pro Tag und einem halben Becher voll Wasser. Durst und Hunger waren also unsere ständigen Begleiter. Später gab es dann täglich ein halbes Lochgeschirr mit Wasser und etwas Laucheinlagen, dann ab und zu einen Eintopf. Tagsüber war es so heiß, daß man in der Sonne braten konnte. In diesem Lager war auch einige ehemalige SS-Soldaten. Diese waren extra mit einem Zaun von 1qm umgeben. Nach etwa vier Wochen ging die Fahrt weiter nach Le Mans in Südfrankreich. Dort wurden wir den Franzosen übergeben. Zunächst waren wir in Mannschaftszelten untergebracht, dann erst wurden wir in verschiedene Lager verteilt. Mit weiteren Kameraden kam ich in die Gegend von Avignon. Eine ehemalige Zeppelinhalle ar nun unsere Unterkunft. Auch hier war die Verpflegung nicht üppig: pro Tag erhielten wir 2 Schnitten Brot, Lauchsuppe und abends einen Becher voll Kaffee. Schlafen mußten wir auf dem Betonboden, zugedeckt mit einer Decke. Aber das war noch nicht die Endstation. Wiederum mußten wir das Lager wechseln. Mit 30 anderen Gefangenen kam ich in ein halboffenes Lager. Da nachts nur 1 Posten Wache schob, machten sich einige von uns auf die Suche nach Lebensmitteln auf den nahegelegenen Feldern. Diese Eßwaren wurden aber in der Baracke gut versteckt, damit sie am anderen Morgen nicht von der Wache gefunden wurden. Mit etwas Werkzeug habe ich für die Wache Holzpantoffeln und Holzkoffer gebastelt. Damit ich die Bretter zurecht schneiden konnte, wurde ich mit dem Auto nach Avignon in eine Schreinerei gefahren. Einem Leutnant mußte ich sogar einen zerlegbaren Küchenschrank machen, den er mitnehmen konnte, als er versetzt wurde.

Meine letzte Station in der Gefangenschaft war dann ein Bauernhof. Als ich bei ihm ankam, war er noch ledig, doch hat er bald darauf geheiratet. Aber auch an diesem Hochzeitstag mußte ich mit dem Pferd auf den Acker zum Pflügen. Vom Hochzeitsschmaus blieb für mich kein Brosamen übrig. Überhaupt war mein Essen immer mit Wasser gekocht, während das meines „Gastgebers“ in Olivenöl gebacken war. Nur der Bürgermeister dieser Ortschaft war deutschfreundlich gesinnt. Er war in deutscher Gefangenschaft gewesen und hatte es dort gut gehabt. Am 1. Weihnachtsfeiertag bin ich zu ihm gegangen und habe ihm mein Leid geklagt. Am 2. Feiertag mußte dann mein Chef zu ihm kommen. - Von nun an bekam ich besseres Essen. Als dann eines Tages die Nachricht

kam, daß die Saarländer früher entlassen würden, wurden alle Gefangene zusammengezogen und entlassen. Da ich nur ein zugezogener Saarländer war, dauerte es bei mir noch 14 Tage länger. Aber nach langem Hin und Her erhielt auch ich meine Freiheit zurück. Am 5. Februar 1947 war ich dann endlich wieder zu Hause; dort aber sah es nicht gerade rosig aus!.

Herzliche Grüße vom ehemaligen und noch mit Dunnigen verbundenem

Josef Hauser
Am Hohlweg 13
66787 Differten

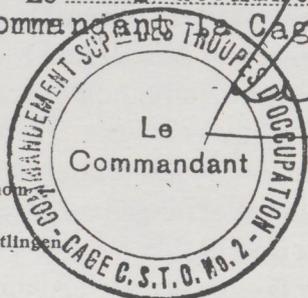
2e Bureau

L'intéressé est autorisé à rejoindre, son domicile à DUNNINGEN
DEP. ROTTWEIL

Il devra, muni de ce certificat, se présenter au Gouvernement Militaire et au Bürgermeister de sa résidence et se tenir constamment à la disposition de ces autorités.

à Tuttlingen Le 30 octobre 1945

Le 1 / Lieutenant KRETZ
Commandant des Troupes C.S.T.O. No 2



[Handwritten signature]

Der Inhaber dieses Ausweises hat die Genehmigung, in sein Heimatgebiet zurückzukehren. Er hat sich mit diesem Certificat ausgefertigt, beim Militärgouverneur und beim Bürgermeister seines Heimatortes zu melden und sich ständig zur Verfügung dieser Behörden zu halten.



) grade — nom et prénom
45. 2000. Bofinger Tuttlingen

In russischer Gefangenschaft

Ich, Ludwig Baumann aus Lackendorf, war Unteroffizier bei der 5. Infanterie - und Jägerdivision. Bis zum Fliegerangriff auf mein Heimatdorf Lackendorf am 15. März 1944 wohnte ich in der Eschbronner Straße. Bei diesem Bombenangriff habe ich nicht nur meine Mutter (Josefine Baumann), meine Schwester (Anna), meinen Schwager (Otto Grieshaber), meine drei Nichten (Elisabeth, Ingeborg und Brigitte) und meinen Neffen (Alfred) verloren, sondern auch meine Heimat (mein Elternhaus). Wegen dieses Ereignisses bekam ich Sonderurlaub, der jedoch nicht lange dauerte. Schon im April 1944 mußte ich wieder an die Ostfront zurück. Bevor ich aber von meinen Erlebnissen am Ende des Krieges erzähle, möchte ich kurz auf die Zeit meines Soldatseins zurückblicken. Ich mußte mich schon am 28. August 1939 in Donaueschingen melden. Zunächst ging es dann zum Arbeitsdienst ins Saarland. Wir mußten dort am Westwall Bunker tarnen. Die weitere Ausbildung war in Theresienstadt. Als kämpfender Soldat war ich erstmals in Frankreich im Einsatz. Ich machte den ganzen Frankreich - Feldzug mit. Mit Beginn des Krieges gegen Rußland wurden wir an die Ostfront verlegt (Heeresgruppe Mitte). Dort an der Ostfront sollte sich auch unser weiteres Schicksal abspielen. Wir lagen damals (1944) noch bei Brest-Litowsk im Mittelabschnitt der Ostfront. Von dort aus wurden wir dann an mehrere Frontabschnitte verlegt, bis wir zuletzt am Oderbruch (Bad Freienwalde) landeten. Dort waren wir bald in schwere Abwehrkämpfe verwickelt. Schließlich gerieten wir am 20. April 1945 in russische Gefangenschaft. In unserem Divisionsbuch lese ich über diesen Tag u.a. folgendes: "Am 20. April drangen feindliche Vorauskräfte in Falkenberg ein. Im Gegenstoß unserer Aufklärungsabteilung, an dem auch meine Alarmkompanie beteiligt war, konnten wir den Gegner wieder hinauswerfen. Wir hatten aber erhebliche Verluste...Das Ende des Krieges war für alle abzusehen. "Wir hatten nur noch wenig Munition und waren zusammen mit einigen Männern vom Volkssturm in einem Hochwald von Russen umzingelt. Mit Reisig hatten wir uns getarnt, als die Russen in den Wald kamen und wild um sich schossen. Wir sahen, daß die Lage für uns aussichtslos geworden war, deshalb warfen wir die Waffen weg und gingen aus der Deckung mit erhobenen Händen. Zuerst wurden wir gefilzt, die Russen hatten es besonders auf unsere Uhren abgesehen. Einer meiner Kameraden schildert die Gefangennahme so: "Mit Faust- und Kolbenschlägen und unter Abnahme von Uhr und Ehering trat ich den Weg in die Gefangenschaft an. Die Märsche waren furchtbar. In den Auffanglagern begann die Registrierung. Es wurde im Verhör nach allem gefragt, nach Herkunft, Besitz, politischer Betätigung und militärischer Tätigkeit. Alle Habseligkeiten wurden abgenommen, ordentliche Kleidung gegen minderwertige getauscht ... Wehrlos, aber nicht ehrlos begann für mich ein neuer Lebensabschnitt." Ich hatte gleiche oder ähnliche Erlebnisse. Gegen Mittag wurden wir in ein Kinderheim gebracht, wo noch mehrere Gruppen gefangener deutscher Soldaten zu uns stießen. Es begann der Marsch in Kolonnen nach Osten. Täglich mußten wir etwa 40 - 50 km marschieren. Meist wurden wir in Schulhäusern untergebracht. Ein Kanten Brot (etwa 200 g) war unsere ganze Ernährung. Im Juli kamen wir im Lager Woldenberg (Pommern) an, wo ich mit ungefähr 30 000 anderen Gefangenen bis in den Herbst hinein blieb. Danach ging es weiter nach Kaunas in Litauen. In diesem Lager waren wir rund 3000 Mann. Wir wurden beim Brücken- und Häuserbau eingesetzt. Daneben stellten wir noch aus Holz kleine Schemel her. Die litauische Bevölkerung war übrigens gegenüber uns Deutschen sehr großzügig. Doch auch in diesem Lager war das Leid und der Hunger groß. Täglich starben 25 - 30 Kameraden an Fleckfieber, Typhus oder einfach an Hunger. Im Jahre 1947 wurden wir nach Smolensk transportiert, dort war ich dann noch über zwei Jahre bis im März 1949. In diesen 4 Jahren der Gefan-

genschaft durfte ich nur einmal nach Hause einen Brief schreiben. Ich mußte aber über ein halbes Jahr auf Rückantwort warten. Natürlich wurden auch im Gefangenenlager Mittel und Wege gefunden, das Leben ein wenig erträglicher zu machen. Man konnte ab und zu Lebensmittel organisieren, durfte sich dabei aber nicht erwischen lassen. Auch gab es russische Posten, die das Betteln während der Arbeit duldeten. Für das Lager mußten wir in der Fabrik 485 Rubel verdienen, den Überschuß konnten wir behalten. An Weihnachten 1947 hatten einige sogar Speck und Spirituosen organisiert. Abends zimmerten wir in der Lagerwerkstatt noch Betten und Schränke. Die Russen gingen damit auf den Markt und verkauften die Ware. Neben der Arbeit entstand auch so etwas wie ein Lagerleben. So wurde z.B. Theater gespielt, insbesondere in den Wintermonaten, Hobby - Künstler (wie z.B. ein Bauchredner) traten auf, ein evangelischer Pfarrer hielt Andachten. Diese Dinge machten die Gefangenschaft zwar nicht erträglicher, doch brachten sie etwas Abwechslung in das sonst doch recht eintönigen Alltag. Im Frühjahr 1949 erfuhren wir, daß wir bald entlassen werden sollten. Wir mußten einen Fragebogen ausfüllen, in dem auch politische Fragen beantwortet werden mußten. Natürlich wurde viel darüber diskutiert, was und wie man antworten sollte. Tatsächlich ging unsere Hoffnung in Erfüllung. Mit der Eisenbahn ging es in Richtung Westen. Ich kam ins Entlassungslager der Amerikaner in Ulm, danach zu den Franzosen im Lager Tuttlingen. Von dort marschierte ich zu Fuß nach Spaichingen, wo mich ein LKW-Fahrer bis zum Bahnhof Rottweil mitnahm. Von dort fuhr ich mit dem Postbus nach Lackendorf. Endlich war auch für mich der Krieg zu Ende. Ich war wieder nach 10jähriger Abwesenheit in meiner Heimat, allerdings war ich allein, denn meine Angehörigen waren ja alle bei dem Bombenangriff ums Leben gekommen. In Rottweil mußte ich mich noch dem Entnazifizierungsverfahren unterziehen, doch bekam ich den Stempel als Unbelasteter sofort. Auch erhielt ich eine Kriegsgefangenenentschädigung von rund 800 DM. Gott sei Dank hatte ich nun alles glücklich überstanden. Mein gesundheitlicher Zustand war trotz der 4jährigen Gefangenschaft in Rußland relativ gut. Nach 6 Wochen bekam ich eine Arbeitsstelle als Schreiner in der Ginter-Fabrik in Dunningen. Ich war 31 Jahre alt, ein neuer und besserer Lebensabschnitt konnte beginnen.

Ludwig Baumann, Lackendorf



Dunningen - Endstation einer Flucht

Karmiten, Kreis Samland, war ein großes Rittergut 21 km von Königsberg entfernt. Dort wurde Margarete Pokern geboren; ihre Vorfahren väterlicherseits arbeiteten auf dem Gut als Viehzüchter. Während des Krieges von 1941 - 1943 war sie als Praktikantin bei einer deutschen Familie in Ciechanow, Polen. Ab Oktober 1943 arbeitete sie in einem Arbeitsdienstlager in Dommnau, einem kleinen Ort in Ostpreußen, und kam ein halbes Jahr später zum Kriegshilfsdienst nach Dommelkeim im Samland in ein Luftwaffenlazarett. Dieses Lazarett, in dem vor allem Kopfverletzte lagen, wurde am 10. Januar 1945 evakuiert und nach Bad Ischl verlegt. Ihr wurde freigestellt, ob sie mitkommen wollte. Sie hätten alle drei den Transport begleiten können, doch die Mutter wollte noch bleiben. So zog Margarete es vor, zu Mutter und Schwester zu gehen. „Was würden denn da wohl die anderen im Dorf sagen?“ Und bisher fuhren ja auch noch Züge von Königsberg nach Westen - nur nicht mehr lange. Das Problem der Evakuierung bestand ja darin, daß die oberste Parteiführung aus Propagandagründen die Notwendigkeit vorsorglicher Evakuierung leugnete. Der Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch, wachte besonders darüber, daß kein Räumungsbefehl in den Städten und Dörfern gegeben wurde, den er nicht genehmigt hatte, was dazu führte, daß diese Erlaubnis eigentlich immer zu spät kam und somit zwecklos war. Die Nachrichten über das Kriegsgeschehen wurden immer schlimmer und auch verworrener. Man erzählte von den Grausamkeiten der Russen, die auch die Zivilbevölkerung erleiden mußte. „Der ganze Ort war immer voller Flüchtlinge.“ Die russische Armee erreichte am 26. Januar die Vororte von Königsberg. Die Belagerung der Stadt begann. Am 27. Januar war es dann für die damals 18jährige Margarete, ihre 16jährige Schwester Rosemarie und die Mutter soweit. Die Flucht begann. „Morgens um 5 Uhr mußten die Flüchtlinge alle raus, damit wir (das ganze Dorf) packen konnten. Wir haben dann gegen 11 Uhr alle das Dorf verlassen. Wir sind gelaufen, Kinder und alte Leute fuhren mit dem Wagen. Und dann kamen auch schon die Tiefflieger. Da wurde man immer wieder angegriffen. Da ist sehr viel passiert - alles wurde zerschossen.“ Die Flüchtlinge fuhren mit den Pferdewagen querfeldein, denn die Straßen waren alle verstopft, von der einen Seite durch die Panzer, von der anderen durch Flüchtlinge. Bis zur Küste nach Palmnicken waren sie zwei Tage unterwegs. Zwischenzeitlich hatten die Kurland-Truppen die Russen noch einmal zurückgedrängt. „Da hieß es sogar, wir könnten wieder nach Hause.“ Am 8. April fiel Königsberg an die Russen, und am 9. April wurden die beiden Schwestern und zwei Freundinnen aus dem Heimatdorf von deutschen Soldaten im Lastauto nach Pillau mitgenommen. Von der Mutter waren sie bereits getrennt. „Man hörte die Stalinorgeln. - Es war unheimlich!“ Ein alter Kohlenfrachter, die „Bornholm“, war dazu bestimmt, Verwundete nach Dänemark zu bringen. „In den Lücken, in denen Kohle transportiert worden war, war alles mit Stroh ausgelegt, darauf lagen die Verwundeten. Sonst kamen höchstens noch Frauen mit kleinen Kindern rauf.“ Die jungen Mädchen kamen nur deshalb mit, weil die Soldaten sie als Hilfsschwestern ausgaben. „Am andern Morgen hieß es dann, es werde ein Geleitzug von 8 Schiffen zusammengestellt. Es wurde Mittag, und es war heller Sonnenschein. Der Kapitän bekam aber keinen Befehl zum Auslaufen. Und dann kamen plötzlich die Aufklärungsflugzeuge. Und dann haben sie 5 Schiffe, die auf hoher See fuhren, versenkt. Nur drei kamen noch in Dänemark an.“ Es wurden noch Schiffbrüchige aufgenommen, so viel wie eben Platz hatten, doch das Schiff war überfüllt. Endlich beschloß der Kapitän, auf eigene Verantwortung auszulaufen. Als es mit seinem Schiff in Kopenhagen ankam, sollte er deshalb noch vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Die Fahrt dauerte 3 Tage. Einige Tage später wurden sie von Kopenhagen auf die Insel Lolland verlegt, wo sich ein großes Flüchtlings-

lager befand. Die jungen Mädchen wurden von dort dann nach Nykölbing in ein Lazarett zum Arbeiten gebracht. „Dort waren wir dann auch am Tag der Kapitulation, am 8. Mai.“ Das Lager wurde von den Dänen übernommen und wurde so zu einem Gefangenenlager. Im Frühjahr des Jahres 1946 wurden sie mit einem kleinen Schiff durch den Großen Belt nach Alborg gebracht. Alborg war ein ehemaliger Flugplatz mit riesigen Baracken, die früher den Soldaten als Unterkünfte dienten. Über das Leben im Lager berichtet Margarete Laufer: „Es gab keine Arbeit, aber ich habe in der Küche mitgearbeitet. Dazu habe ich mich freiwillig gemeldet, weil ich das sonst nicht ausgehalten hätte. Später wurden dann auch Kurse in Englisch und Stenografie angeboten. Es gab da auch so einige Lehrerinnen. In einem Raum waren 15-17jährige Burschen zusammen. Sie hatten ebenfalls nichts zu tun und lagen nur den ganzen Tag herum. Kein Wunder, wenn sie auf dumme Gedanken kamen!. Hunger hatten sie natürlich auch. Es gab täglich 2 Scheiben Brot, ein Stückle Butter und das Mittagessen. Morgens und abends gab es so Wald- und Wiesentee. Wenn es freitags Fisch gab, wurde die Butter zwei Tage einbehalten. Des Nachts schlichen die jungen Burschen durch den Zaun und haben in Geschäften eingebrochen. Da sind schon schlimme Sachen passiert.“ Bis Anfang August lebten sie in diesem Lager in Dänemark. Andere wurden schon früher entlassen, wenn sie jemand in Westdeutschland kannten, zu dem sie gehen konnten. In dieser Zeit wurde bekannt gegeben, daß Württemberg-Hohenzollern noch Flüchtlinge aufnahm, allerdings müßten diese katholisch sein. Das war der springende Punkt. Durch die Hilfe zweier älterer Schwestern aus Danzig, die katholisch waren und sie als Nichten ausgaben, kamen Margarete, ihre Schwester Rosemarie und eine Freundin nach Biberach an der Riß. Mit dem Zug waren sie drei Tage dorthin unterwegs. Und dann wollten die französische Militärkommandantur sie als Hausgehilfinnen nach Frankreich verschicken. Sie weigerten sich entschieden: „Wir waren jetzt lange genug im Ausland!“ Diese Weigerung hatte die „Strafversetzung“ nach Dunningen zur Folge. Doch zunächst führte der Weg noch ins Durchgangslager Bad Niedernau, von wo aus sie zwei Wochen später mit einem Lastwagen über Rottweil nach Dunningen gebracht wurden. Hier mußten sie bei Junghans arbeiten, weil dieses Werk für Frankreich produzierte. „Wir kamen am 30. August 1947 hier an. Die erste Nacht verbrachten wir im alten Schwesternhaus. Am anderen Tag sind wir dann auf das Bürgermeistereamt gegangen, und der damalige Bürgermeister Mauch teilte uns einer Familie zu. Ich kam zu Josef Haberstroh, ging tagsüber in die Fabrik und half abends in der Landwirtschaft oder im Haushalt.“ Über die Reaktion der Einheimischen weiß sie ganz Unterschiedliches zu berichten: „Ich, zum Beispiel, hab es wunderbar gehabt - wie daheim!“ Die Familie Haberstroh hat sie voll aufgenommen, sich um sie gekümmert, ihr ein Zuhause gegeben. Doch später, als ihre Mutter kam und sie eine Wohnung zugeteilt bekommen sollten, tobte der auserwählte Besitzer: „Weshalb sind die überhaupt hierher gekommen? Wir haben ja auch die Franzosen aufnehmen müssen und sind hier geblieben...“ Die Mutter war darüber schon verzweifelt. Aber schließlich fand sich dann doch eine andere Wohnung für sie, und zwar beim Metzger Graf. So wurde ihr und ihrer Familie - auch der Vater kam nach der Gefangenschaft noch nach - Dunningen zur zweiten Heimat. Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat wird sicher nie ganz vergehen, doch sie fühlt sich hier wohl.

Nach einer Schilderung von Frau Margarete Laufer zusammengestellt von Isolde Hafner.

20. April 1945

Ein Unteroffizier, ich und zwei weitere Kameraden zogen als versprengte Soldaten mit gefälschten Marschbefehlen durch die Gegend. Kurz nach Ostern wurden wir in Zorge am Harz von SS-Gendarmerie kontrolliert und festgehalten. Wir mußten uns der dort stationierten SS-Einheit anschließen und bekamen SS-Tarnanzüge. Am 18. April morgens wurde von einem SS-Offizier bekannt gegeben, daß der Harz eingeschlossen und eine weitere Verteidigung wegen Munitionsmangels ausgeschlossen sei, nun könne jeder machen, was er wolle. Wir vier setzten uns von der SS-Einheit ab, bald nahm uns ein vorbeifahrender Wehrmachts-LKW mit. So kamen wir gegen Abend nach Tahle im Harz. Die Stadt wurde tags darauf von den Amerikanern besetzt. Wir vier Kameraden und eine weitere Soldatengruppe warteten die Nacht ab und versuchten dann, uns durchzuschlagen. Als wir bei diesem Nachtmarsch in die Nähe eines Dorfes kamen, wurden wir von einem Posten bemerkt und unter Feuer genommen. Dabei habe ich leider meine drei Kameraden verloren. Ich selbst aber hatte Glück und konnte mit 5 weiteren Soldaten weitergehen. Gegen Morgen kamen wir in ein Wäldchen, hier wollten wir die nächste Nacht abwarten. Aber eine amerikanische Streife entdeckte uns und nahm uns gefangen. Weil ich als einziger die SS-Tarnuniform trug, fragte mich ein Ami: „Du SS?“ - Als ich verneinte, wurde ich geschlagen und getreten bis ich blutete. Ich hatte eine Platzwunde am Kopf und blutete stark aus der Nase. Erst als sie mir die Wunde am Kopf verbanden, bemerkten sie auch, daß ich darunter eine Wehrmachtsuniform trug. Die Tarnuniform zogen sie mir aus und verbrannten sie. Die anderen deutschen Soldaten waren zwischenzeitlich abtransportiert worden. Ich wurde in einem Jeep gesetzt und zu einem Verbandsplatz gefahren. Dort wurde ich von einem deutschen Sanitäter ordentlich verbunden und gewaschen. Mit weiteren leichter Verwundeten kam ich dann am Nachmittag in ein Sammellager. Es war ein Schulhof mit einem größeren Schulhaus. Hier waren bereits an die Hundert weitere Gefangene untergebracht. Gegen Abend wurden die meisten abtransportiert. Nur etwa 10 hatten auf dem LKW keinen Platz mehr. Sie wurden in einen Raum eingesperrt und bekamen etwas zum Essen. Am anderen Morgen erhielten wir Kaffee und Kekse und kamen dann ins Sammellager Helfa bei Eisleben. Später wurde ich nach Hersfeld verlegt. Anfangs Juni 1945 kam ich nach Herfa. Von dort aus wurde ich dann am 12. Juni nach Hause entlassen. Damit hatte für mich der Krieg doch noch ein glückliches Ende genommen.

Ernst Glatthaar (Seedorf)

1945 - Schlaglichter

„Wir lebten in der Seedorfer Straße und betrieben eine Landwirtschaft. Der Mann war im Krieg, als am 20. April die französischen Soldaten von Freudenstadt her angekündigt wurden. Ein Lehmädchen aus Mariazell war vorsorglich heimgeschickt worden. Ungefähr um 11 Uhr rief die Mutter: „Sie kommen! Sie kommen! Sie machte das Scheunentor auf, dann hörte man auch schon Schüsse. Mit der 3 Monaten alten Tochter im Stubenwagen und den frisch gebackenen Pfannkuchen flüchteten wir in den Keller.

Von Seedorf her dröhnten die Panzer. Ein Panzer hielt vor unserm Haus; Soldaten sprangen ab und durchsuchten das Haus, sie fanden uns im Keller. Als einer das Kind im Stubenwagen sah, sagte er, wir sollten nach oben gehen, sie würden das Haus nicht zerstören. Auf die Frage nach meinem Mann antworteten wir, er sei im Krieg; in Wirklichkeit war er damals schon in englischer Kriegsgefangenschaft. Später hielt ein Lastwagen vor dem Haus, die Soldaten suchten vor allem nach versteckten deutschen Soldaten. Sie nahmen damals alle Stühle, sogar das Ofenbänkle, mit. Vier Stühle fanden wir später auf der Miste wieder, alle anderen, auch den Melkschemel, haben sie mitgenommen. Es wurde und befohlen, die Haustür am Abend nicht abzuschließen; in der Nacht kam dann auch noch eine Horde, die die ganze Küche auf den Kopf stellte. Die Mutter mußte für alle Eier braten. Anschließend machten sie - es waren über 50 Mann-Quartier beim Schneck.

Versorgt werden mußten die Soldaten durch die Bevölkerung; sie holten sich Hühner und Hasen. Man berichtete auch, daß es beim Einmarsch zwei Gefallene gegeben habe. In den folgenden Tagen und Wochen fuhren dann viele Kriegsgefangenentransporte durch Dunningen, alle in Richtung Frankreich.“

Frau Miller

„Wir wohnten in der Böisinger Straße. Ich war ungefähr um ein halb zehn Uhr unterwegs, als viele Lastwagen mit deutschen Soldaten vorbeifuhren. Sie riefen mir zu, ich solle schleunigst heimgehen. Mein Bruder und sein Freund waren aus der Gegend um Fulda wieder nach Hause gekommen; auf dem Heuboden hielten sie sich versteckt, um nicht wieder eingezogen zu werden. Unsere damalige Nachbarin hatte dies zwar mitgekriegt, da sie aber beim Schwarzmetzger immer etwas abbekommen hatte, mußte sie den Mund halten. An diesem Tag hatte sich unsere Familie längst in den Keller geflüchtet, als gegen 11 Uhr die Franzosen kamen. Mutter stellte den frisch gekochten Grießbrei einfach auf den Weg und hob beide Hände in die Höhe. Im Flur lag noch eine Uniform eines Volksturm-Mannes, der kurz zuvor zum Umziehen im Haus war. Deshalb wurde das ganze Haus durchsucht. Unser 4jähriger Norbert folgte der Mutter, die alle Räume zeigen mußte. Als wir dann plötzlich zwei Schüsse hörten, befürchteten wir das Schlimmste... Mutter erklärte den Franzosen, daß mein Bruder und dessen Freund nicht mehr zu Hitler gelassen worden seien. Die französischen Soldaten schossen in die Betten, ließen die beiden aber laufen. Gegen Abend fuhren dann Panzer vor. Meine Mutter mußte den betrunkenen Soldaten Speckeier machen; die erste Portion bekam der Hund, und auch alle anderen mußten davon essen - erst dann aßen die Soldaten. Zum Schluß wollten sie Schnaps - es war aber keiner im Haus. Der Kommandeur rief: „Wenn keine Schnaps da, dann erst dieses Haus Feuer, dann ganze Gasse Feuer!“ Aus Angst davor, daß das Haus angezündet würde, übernachtete die Familie in der Nachbarschaft. Lebensmittel (Speck usw.) hatten wir vergraben, aber so, daß man es sehen konnte - bei uns haben aber die Soldaten nichts geholt, auch keine Hühner und Hasen. Zusammen mit meiner Tante

wurde ich wegen der Gefahr der Vergewaltigung für einige Tage im Keller eingesperrt. Beim Wachwechsel kam jeden Morgen ein Franzose mit dem Maschinengewehr im Anschlag durchs Schlafzimmer in die Kammer des vierjährigen Norbert, streichelte in und ging wieder.

Die französischen Kriegsgefangenen, die in Dunningen untergebracht waren und denen es hier meist gut gegangen war, hatten nach meinem Eindruck in bedeutendem Umfang bei ihren Landsleuten vermittelt. Dabei erinnere ich mich vor allem an Claude.“

Frau Rosa Flaig

Die jungen Männer des Jahrgangs 1929 wurden durch Sturmbannführer Glück aus Waldmössingen am Karabiner K 98 ausgebildet. Unterrichtet im Umgang mit der Panzerfaust wurden sie im Steinbruch. Ende Oktober 1944 wurden die Jahrgänge 1928/29 zum „Schanzen“ nach Herboldsheim eingezogen. Dort waren die jungen Burschen im Schulhaus einquartiert. Die Verpflegung bestand aus Maisbrot und Kartoffeln. Manche bekamen „Freßpakete“ von zu Hause zugeschickt, sie teilten dann die Lebensmittel mehr oder weniger freiwillig mit den Kameraden. Nach 6 Wochen wurden die Jugendlichen zum Arbeitsdienst nach Deißlingen abkommandiert. Albin Keller aber mußte zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach Böblingen einrücken. Die jungen Männer wurden unter Druck gesetzt, bei der SS zu unterschreiben. Wer groß und blond war, war besonders begehrt. Ortsgruppenleiter Holzer animierte zur freiwilligen Meldung. Einige der jungen Männer mußten zur Wehrrtüchtigungsübung. Mit dem Tornister auf dem Rücken verließen sie das Dorf. Sie marschierten bis zum Haile-Wäldle und warteten dort den Einmarsch der Franzosen ab. - Trotz Ausgangssperre und MG-Posten siegte die Neugier. Albin Keller wurde von den Franzosen geschnappt, als er erkunden wollte, was im „Röble“ vor sich ging. Neben der Kirche war die Abgabenstelle für Waffen aller Art, Räder, Radios und Motorräder. Die Marokkaner lernten auf den abgelieferten Rädern das Radfahren. Der französische Ortskommandant hatte im alten Rathaus sein Quartier aufgeschlagen. Die Trikolore mußte begrüßt werden. Eine Nichtbeachtung zog Strafen nach sich. Herr Roth, einer der kleinsten Buben des Dorfes, hatte es den Marokkanern besonders angetan; er wurde mit Schokolade verwöhnt.

Aufgeschrieben nach einem Tonbandprotokoll während eines Gesprächs der Herren Albin Keller und Anton Roth

Am 16. April 1945 gab es den ersten Panzeralarm in Seedorf. Der Volkssturm mußte ausrücken, Freudenstadt wurde beschossen. Am 17., 18. und 19. April konnte man im „Röble“ noch eine Ration Schnaps und Wein holen. Am 20. April, so gegen 11.30 Uhr, marschierte die französische Rhein-Donau-Armee von Freudenstadt kommend in Seedorf ein. Die Franzosen benutzen bei ihrem Vormarsch die alten Römerstraßen. Am Vormittag dieses schicksalhaften Tages versammelte sich letztmals der sogenannte Volkssturmstab in Dunningen. Ihm gehörte auch der Lehrer Hägele aus Seedorf als Feldwebel an. Als ihm übermittelt wurde, in Seedorf hänge eine weiße Fahne auf dem Kirchturm, soll er seiner Empörung mit den Worten: „Den Täter erschieße ich!“ Luft gemacht haben. Er begab sich auf dem schnellsten Wege nach Seedorf, aber als es ins Dorf einfuhr, kam ihm schon die französische Vorhut entgegen. Er soll die französischen Soldaten mit „Heil Hitler“ begrüßt haben. Diese nahmen ihn gefangen und führten ihn vor das Schulhaus, dort sollte er anscheinend erschossen werden, doch eine im Ort wohnende Französin setzte sich für ihn ein, er wurde begnadigt und kam in Gefangenschaft (siehe dazu auch:

Anton Roth, Meine Schulzeit vor und während des II. Weltkrieges, Die Brücke 1994, S. 31ff). Bevor er abtransportiert wurde, bat er die Franzosen noch, zu seiner Frau und zu seinen Kindern nett zu sein. Hägele war bis 1948 in Gefangenschaft, wo es ihm aber als Dolmetscher und Unterhaltungsmusiker ganz gut gegangen sein soll.

Die eingerückten französischen Truppen bestanden zum großen Teil aus marokkanischen Soldaten. Sie schossen auf alles, was sich bewegte: Hühner, Gänse, Enten, die anschließend meist im Freien oder in einer Scheune oder Garage gebraten wurden. Auch die Frauen waren nicht sicher vor ihren Nachstellungen. Überhaupt machte man die Erfahrung, daß die Besatzungstruppen schlimmer waren als die Kampftruppen. Die Besatzungssoldaten blieben bis ins Jahr 1946 in Seedorf.

Aufgeschrieben nach einem Tonbandprotokoll eines Gesprächs der Herren Anton Roth und Max Bauer.

Commandement Supérieur des Troupes d'Occupation

Etat-Major — 2eme Bureau
Direction des Prisonniers de Guerre

Commission de Controle des Prisonniers de Guerre
Allemands du Secteur Sud

No 2332 **Certificat de libération provisoire**
pour cause d'inaptitude Médicale à servir.

Le (1) Gefr. B U R R I , JOSEF

du Art.Regt. 376 agé de 20 ans

provenant de la Cage C.S.T.O. No 2, Tuttlingen

examiné le 30 octobre 1945 par la Commission de Controle des

Prisonniers de Guerre allemands du Secteur Sud

Ayant été reconnu atteint de Amputation du gros-orteilg.
après gélure avec insuff. de circulation

est proposé pour le renvoi dans ses foyers.



à Tuttlingen le 30 octobre 1945

Le Médecin Capitaine Torquéau
Médecin-Chef de la Commission de Controle des
Prisonniers de Guerre Allemands du Secteur Sud

Die Geschichte der Dunninger Realschule ✓

Wenn man die Geschichte der 1970 gegründeten Dunninger Realschule schreiben will, muß man damit im Jahre 1964 beginnen. Am 3. August dieses Jahres faßte nämlich der Dunninger Gemeinderat den Beschluß, einen Antrag auf Errichtung einer Mittelschule zu stellen. Zu dieser Zeit gab es weder in Schramberg und Rottweil noch in Oberndorf eine solche Schule, nur im damals noch zum Kreis Rottweil gehörigen Schwenningen war eine Mittelschule im Aufbau. Doch von diesem ersten Schritt bis zur tatsächlichen Verwirklichung sollten noch viele Jahre vergehen; viele Hindernisse mußten noch aus dem Weg geräumt werden, viel Überzeugungsarbeit geleistet werden. Mit Vehemenz wurde die Forderung erst von dem seit dem Herbst 1994 neu gewählten Bürgermeister Konrad Zwerenz weiter verfolgt. Er hatte sich zum Ziel gesetzt, die Gemeinde Dunningen sowohl im Landesentwicklungsplan als auch in der Zentralortedenkschrift zum Zentralort zu „erheben“, d.h. sowohl planungsrechtlich als auch politisch zu sichern. Dies war, wie er in einem Rückblick schreibt, „unbedingt notwendig“, da „die sich in Konturen abzeichnende Verwaltungsreform es erforderte, das „Feld“ abzustecken. Es galt, die notwendigen Nahbereichsbeziehungen frühzeitig vor allem auf das Bildungssystem -also Schulen - auszurichten. Andere Dinge waren auch wichtig - aber die Realschule eben besonders“, denn „die Realschule am Ort zieht anderes nach (z.B. Gewerbeansiedlung, Hauptort einer Verwaltungsreform usw.). Das 1965 angetroffene Schulsystem mußte der Schüler wegen entwickelt werden. Mehr Bildung tat not!“ Als dann am 23. Mai 1965 das Kultusministerium den Schulentwicklungsplan I veröffentlichte, war dies für zahlreiche Städte und Gemeinde das Startsignal zu einem wahren Wettlauf um den Sitz einer zentralen weiterführenden Schule. Dieser Schulentwicklungsplan sah nämlich den Ausbau des gesamten allgemeinen Bildungswesens vor. Er setzte sich zum Ziel, für jeden jungen Menschen, auch wenn er noch so abgelegen wohnt, eine seiner Begabung entsprechende Erziehung und Ausbildung zu schaffen. Das bedeutete: die Hauptschulen zu Mittelpunktsschulen zusammenzufassen, neue Mittelschulen (d.h. Realschulen, wie diese seit dem Hamburger Abkommen der Kultusministerkonferenz bundeseinheitlich genannt wurden) zu gründen und dazu noch die verschiedenen Schulformen in sogenannten „Großen“ oder „Kleinen“ Bildungszentren zusammenzufassen. Dieser Plan mußte die Kommunalpolitiker aktivieren. Kaum jemals wurde so deutlich sichtbar, daß Schulpolitik ein wesentlicher Teil der Gemeindepolitik ist wie in der damaligen Zeit. Für die zukünftige kommunale Bedeutung eines Ortes war eine Realschule von besondere Bedeutung. Sie wurde in den folgenden Jahren zu einem begehrten Objekt, ja geradezu zu einem „Statussymbol“. So kämpfte man auch in Dunningen um die Gunst, zentraler Standort einer Hauptschule zu werden und um die Genehmigung zur Errichtung einer Realschule. Dabei war allen klar, daß die Gemeinde damit in Konkurrenz zu anderen Kommunen treten werde, vor allem zu den Städten Rottweil und Schramberg, aber auch zur Gemeinde Winzeln, die ebenfalls einige Zeit mit einer Realschule liebäugelte. Ein knappes halbes Jahr nach der Amtseinsetzung von Bürgermeister Zwerenz befaßte sich der Gemeinderat erstmals ausführlicher mit dem Problem. Dabei gab der Bürgermeister ein Schreiben des Bezirksschulamtes Rottweil (heute Staatliches Schulamt) an das Landratsamt zur Kenntnis, in dem das Schulamt zum Dunninger Antrag vom 3. August 1964 Stellung nimmt. Es heißt dort u.a. „ Falls in dem Raum zwischen Rottweil und Schramberg eine Mittelschule errichtet werden sollte, dann dürfte zweifellos Dunningen als größte Gemeinde dafür in Frage kommen. Die Prüfung der Bedürfnisfrage dürfte allerdings nicht ganz so einfach sein, da das Einzugsgebiet verhältnismäßig klein ist und die Auswirkungen der neu zu errichtenden Hauptschule auf die Wünsche der Eltern noch

nicht zu übersehen sind. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß in den nächsten Jahren auch ein Antrag auf Errichtung einer Mittelschule in Rottweil zu erwarten ist (Schramberg hatte diesen Antrag damals schon gestellt, Anm. des Verf.) Die Schüler aus Dunningen können dann jederzeit die Mittelschulen in Schramberg oder Rottweil besuchen. Nach meiner Kenntnis der Lage würde die Mittelschule in Dunningen nicht sehr stark besucht werden von Seedorf her. Ob Stetten und Flözlingen nicht die Mittelschule in Rottweil bevorzugen würden, müßte überprüft bzw. abgewartet werden. Mariazell hat im allgemeinen den Drang nach Schramberg. Bösinggen und Herrenzimmern haben eine Verkehrsverbindung nach Rottweil. So ist doch wenigstens zunächst zu vermuten, daß manche Eltern (gemeint sind die Dunninger Eltern, Anm. d. Verf.) für ihre Kinder nicht über die Hauptschule hinausstreben. ... Ob aber die Schülerzahl in Dunningen ausreicht, ist heute noch nicht mit Sicherheit festzustellen.“ Wir sehen, welche große Skepsis in diesem Schreiben zum Ausdruck kommt, obwohl das Schulamt grundsätzlich den Standort Dunningen bejaht. An dieser skeptischen Haltung änderte sich auch in den kommenden Jahren nichts. Doch die Gemeinde gab, angetrieben vom ihrem „Motor“ Zwerenz, nicht nach und stellte immer wieder neue Anträge. Man gab nicht locker, konsequent wurde das Ziel weiter verfolgt. Die Anträge vom 19.10.1967, vom 11.12.1967, vom 18.4.1969 und vom 1. Sept. 1969 beweisen dies. Ein entscheidender Durchbruch aber wurde sicherlich in einer Sitzung des Gemeinderates am 31. März 1969 erzielt. Bei dieser Sitzung, in der auch ein Vertreter des Rottweiler Schulamtes anwesend war, trug Bürgermeister Zwerenz den Plan vor, gemäß den Vorstellungen des Schulentwicklungsplanes in Dunningen ein „ Kleines Bildungszentrum “ zu errichten, das aus der bestehenden Grund- und Hauptschule und einer Real- und Sonderschulklasse bestehen könnte und die Form einer „ ländlichen Gesamtschule “ darstelle. Zwar wurde der daraufhin gestellte Antrag vom Oberschulamt Tübingen (Der Kreis Rottweil gehörte damals noch zum Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern, Anm. d. Verf.) nochmals abschlägig beschieden, aber nur im Hinblick auf den Zeitpunkt. In der Antwort lesen wir u.a. folgendes:“ Das Oberschulamt hat den Antrag des Bürgermeisters auf Einrichtung einer Realschule zum 1.8.1969 eingehend geprüft. Es kam zu dem Ergebnis, daß die im Erlaß des Kultusministeriums ...aufgeführten Gründe die Einrichtung einer Realschule im Zeitraum 1970-75 nach wie vor rechtfertigen. Die Einrichtung zu einem früheren Zeitpunkt ist vor allem auf Grund des übergroßen Bedarfs an Reallehrern für die bereits errichteten Realschulen nicht möglich.“ Aufgrund dieses doch recht positiven Bescheides konnte man nun auf eine baldige Verwirklichung des angestrebten Zieles hoffen. Die Gemeinde und das Schulamt stießen am 1. Sept. 1969 nochmals nach, da zwischenzeitlich die Genehmigung zum Bau einer Hauptschule vorlag. Nun erhob sich natürlich die Frage, ob der für später geplante 2. Bauabschnitt nicht sofort mit dem Neubau einer Hauptschule zu erstellen sei. Nach eingehender Diskussion entschloß sich der Gemeinderat im Hinblick auf den zu erwartenden Raumbedarf für die Realschule, den 1. und den 2. Bauabschnitt gleichzeitig zu errichten. Damit konnten 4 weitere Klassenzimmer gewonnen werden. An dieser Stelle muß nun auch noch berichtet werden, was sich zwischenzeitlich auf dem schulischen Sektor alles gewandelt hatte. Die Bekenntnisschulen (in Dunningen die Kath. Volksschule) waren in christliche Gemeinschaftsschulen umgewandelt worden. Damit wurde der Weg frei für größere Nachbarschaftsschulen, in die Kinder beider Konfessionen aufgenommen werden konnten. Diese neuen Schulen erhielten den Namen Grund- und Hauptschule, so auch in Dunningen. Die Dunninger Hauptschule wurde nun auch von den überwiegend evangelischen Schülern aus der Gemeinde Locherhof besucht, da die Locherhofer Schule für eine Führung in Jahrgangsklassen zu klein war. Allüberall wurden nun Schulbuslinien eingerichtet, um die Schüler zur Nachbarschaftshauptschule zu transportieren. Die Grundschulen blieben in der Regel den Gemeinden erhalten. Die

Pflicht zum Besuch einer allgemeinbildenden Schule wurde von 8 auf neun Schuljahre erhöht. Zum ersten Mal konnten nun auch die Hauptschüler eine Fremdsprache (Englisch) lernen. Mit dieser Reform ist es gelungen, das regionale Bildungsgefälle zwischen Stadt und Land und das soziale Bildungsgefälle zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten abzubauen. Die Übergangsquoten auf das Gymnasium betragen z.B. im Jahre 1967 in Dunningen nur 10%, während in den Städten rund 30% der Schüler nach der 4. Grundschulklasse auf ein Gymnasium wechselten. Inzwischen waren aber auch in Schramberg und in Rottweil Realschulen entstanden, wobei die Stadt Rottweil zunächst mit den umliegenden Gemeinden, also auch mit Dunningen, einen Realschulverband zur Finanzierung der Baukosten und der laufenden Betriebskosten gründen wollte. Die Gemeinden lehnten dies jedoch aus finanziellen Gründen ab, Dunningen auch mit dem Hinweis, selber eine Realschule gründen zu wollen. Allerdings waren sie bereit, einen pauschalierten Zinszuschuß je Schüler und Schuljahr an die Stadt Rottweil zu zahlen. Dieser Zuschuß belief sich im Gründungsjahr der Dunninger Realschule (1970) auf 165,03 DM für die 3 Schüler Anton Bantle, Roland Bihler und Rolf Maier.

Auch in der Schulleitung hatte es Veränderungen gegeben. Rektor Adolf Zinser war in den Ruhestand getreten. Im Februar 1969 wurde der 32 Jahre alte Julius Wilbs zum neuen Schulleiter ernannt.

Doch nun wieder zurück zur Geschichte der Realschule Dunningen. Im Frühjahr 1970 kam endlich die langersehnte Genehmigung zur Gründung einer Realschule. Mit Beginn des Schuljahres 1970/71 könne an der Grund- und Hauptschule eine Realschulklasse eingerichtet werden. Sicherlich ist damals dem Dunninger Bürgermeister Zwerenz ein „Stein vom Herzen“ gefallen, nicht nur, weil er nun nach 5jährigen intensiven und mühevollen Kämpfen sein Ziel erreicht hatte, sondern auch, weil sich nunmehr zeigte, daß die risikoreiche Entscheidung vom Herbst 1969, den 2. Bauabschnitt des neuen Schulhauses gleich mitzubauen, als richtig erwies. Doch in die Freude über das Erreichte mischte sich gleich auch die Sorge. Jetzt galt es, den Skeptikern zu beweisen, daß der Standort Dunningen zwischen dem Städtedreieck Schramberg - Oberndorf - Rottweil attraktiv genug war, genügend Eltern und Schüler für dieses ländliche Bildungszentrum zu gewinnen. Der Schulleitung war es aufgetragen, im Ort und den umliegenden Gemeinden Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit zu leisten, „Wenn es Ihnen gelingt, 25 Schüler zusammenzutrommeln, dann können Sie anfangen“, sagte der zuständige Oberschulrat damals zum Dunninger Schulleiter. So begann man zu „trommeln“: in den Zeitungen, durch ein Werbeprospekt und durch Elternabende in allen umliegenden Gemeinden. Und siehe da: im Juni 1970 konnte der Schulleiter dem Bezirksschulamt melden: „Wir haben 72 Anmeldungen.“ Statt der kaum erwarteten einen Klasse konnten nun gleich zwei Klassen in das pünktlich zum Schuljahresanfang 1970/71 fertiggestellte neue Schulhaus einziehen. Der erste Schritt war getan.

Der Rest ist schnell erzählt. Der positive Trend des ersten Jahres setzte sich auch in den kommenden Jahren fort. Die Bewohner des ländlichen Raumes hatten die Chancen, die sich ihren Kindern nun in nächster Nähe boten, erkannt. Im Jahre 1976 legten die ersten „Eschachsüler“ die „Mittlere Reife“ ab. Der Realschulzug wurde in eine selbständige Realschule umgewandelt, die allerdings aus praktischen, finanziellen, schulpolitischen und nicht zuletzt pädagogischen Gründen weiterhin im Verbund mit der Hauptschule steht. Im Jubiläumsjahr besuchen 354 Schülerinnen und Schüler diese Schule, sie sind in 15 Klassen untergebracht und werden von 28 voll- und teilzeitbeschäftigten Lehrerinnen und Lehrern unterrichtet. Schulleiter, Lehrerkollegium und natürlich auch die Kinder und Jugendlichen hoffen, daß sie bald in den geplanten Fachklassentrakt, dessen Bau im Frühjahr 1996 beginnt, einziehen können, denn das vor 25 Jahren gebaute „neue“

Schulhaus ist zu eng geworden, die Fachräume entsprechen nicht mehr den Erfordernissen eines neuzeitlichen Unterrichts.

Julius Wilbs

Quellen: Gemeinderatsprotokolle d. Jahre 1964-1970
Handgeschriebene Aufzeichnungen vom Bürgermeister a. D.
Konrad Zwerenz an den Verfasser.



Die Agatha-Kapelle in Seedorf ✓

„Die Agatha-Kapelle wurde 1695 unter Pfarrer Ignatius Pfender erbaut und gottesdienstlich verwendet bis zum Jahre 1723. Sie besitzt einen gültig geweihten Kreuzweg. Die Gewinnung der vielen und großen Ablässe wird dringend empfohlen, besonders aus Mitleid zu den armen Seelen im Fegfeuer.

Seedorf 1909, Katholisches Pfarramt , Pf.R Remlinger“

Diesen Text lesen wir auf einer Tafel, die sicherlich vom damaligen Pfarrer, der sich auch sonst um die Geschichte Seedorfs verdient gemacht hat, nach der großen Renovation in den Jahren 1907 und 1908 angebracht wurde. Allerdings dürfte sich diese Jahreszahl nur auf den Bau oder auf eine Erneuerung der Kapelle in ihrer heutigen Gestalt beziehen. In diesem Jahr kann somit die Kapelle das 300jährige Jubiläum feiern. Für die Pfarrgemeinde Seedorf Grund genug, das kleine Kirchlein erneut einer gründlichen Renovation zu unterziehen. Es muß aber schon vorher eine Agatha-Kapelle in Seedorf gegeben haben. Erhard Westen schreibt im Dunninger Heimatbuch „Heimat an der Eschach“ darüber folgendes: „Als mit dem Niedergang des Hauses Zimmern die Wasserburg verfiel, wurde die Agatha-Kapelle in der Heiligenbronner Straße für den regelmäßigen Gottesdienst benutzt. Diese Märtyrerin galt als Schutzpatronin Seedorfs. Zell und Remlinger (zwei ehemalige Seedorfer Pfarrer, Anm. des Verf.) vermerken, daß die Kapelle schon im 15. Jahrhundert entstanden sein soll, ohne anzugeben, woher diese Vermutung stammt. Das Agatha-Fest jedenfalls wurde seit 1670 nach altem Brauch gefeiert, denn im Buch der Feste und Jahrtage (von 1738) wird es beschreiben ... ex voto 1670 ... ex antiquo more. Bei diesem Festtag wurde das Agathabrot gereicht und Kerzen oder Wachsbilder (cera) geweiht.“ Dieser Brauch hat sich bis in die heutige Zeit erhalten. Betritt man die Kapelle, so fällt dem Besucher sofort der prachtvolle Barockaltar ins Auge. Neben der Hauptfigur, der heiligen Agatha, die dem Kleinod ihren Namen gab, erkennen wir noch die heilige Katharina und die heilige Barbara. An der rechten Seitenwand hängt die Statue der heiligen Ottilia, an der gegenüber liegenden Wand ist eine Muttergottesstatue angebracht, die früher neben dem Altar stand. Auch die Bauernheiligen Wendelin und Antonius haben sich in der Kapelle eingefunden. Doch wenden wir uns zunächst der Schutzpatronin Agatha zu. Diese junge Frau aus Catania in Sizilien, die im 3. Jahrhundert den Märtyrertod starb, wird besonders im Schwäbischen und Alemannischen verehrt. An ihrem Fest weihte und weiht man Brot, Wein, Wasser und Kerzen. In manchen Gegenden weiht man Agathenzettel; diese sollen Mensch und Vieh beschützen, besonders auch gegen Feuersbrünste, weshalb man die Zettel auch an Türen oder Tore klebte. „O Heilige Agatha für uns bitt, wache auf in unsere Mitt, behüt uns vor Feuersgefahr und Unglücksfällen, sei im Fruchtfeld wie in den Ställen“, so lautet ein Fürbittgebet aus dem Donautal. Wir sehen, sie ist eine Heilige, die im bäuerlichen Umfeld verehrt wird. Die Legende erzählt von ihr, daß sie von außergewöhnlicher Schönheit gewesen sei. In der Zeit der Christenverfolgung wurde sie vor den Richter geschleppt. Der Statthalter wollte sie mißbrauchen. Als sie ihn zurückwies, soll er sie einer Frau übergeben haben, die zusammen mit ihren Töchtern öffentlich Unzucht trieb. Doch sie blieb trotz fürchterlicher Folterungen standhaft. Der Statthalter ließ ihr die Brüste abschneiden und sie in spitze Scherben und glühende Kohlen werfen. Dieses Martyrium überstand sie nicht, sie erlag im Kerker ihren Wunden. Sie wird deshalb, so auch in unserer Kapelle, mit abgeschnittenen Brüsten dargestellt (siehe auch Heilig-Kreuz-Kapelle in Dunningen). Sie wird auch als Patronin der Glockengießer und der Bergleute verehrt und gilt als Nothelferin bei Brusterkrankungen. Wenden wir uns noch kurz den anderen heiligen Frauengestalten der Kapelle zu. Die heilige Barbara und die heilige Katharina zählen zu den 14 Nothelfern.

Barbara gilt als Beschützerin bei Gewittern, bei Feuer und bei plötzlichem Tod. Katharina ist die Patronin der Spinnerinnen. An ihrem Namenstag, dem 25. November, ruhte das Spinnrad. „Kathrein stell die Räder ein“, lautet eine alte Bauernregel. Die Müller verehren sie als ihre Schutzpatronin. Oft ist sie deshalb wie in Seedorf mit einem Mühlrad abgebildet. Beide starben den Märtyrertod. Beide passen in das dörfliche und bäuerliche Umfeld Alt-Seedorfs. Etwas aus diesem Rahmen fällt die heilige Ottilia (auch Odilia), deren Namensfest wir am 14. Dezember feiern. Nach einer Legende ist sie blind geboren und wurde von ihrem Vater verstoßen. Als sie mit 15 Jahren getauft wurde, soll sie mit dem Licht der Gnade auch das Licht der Augen empfangen haben. Sie wird deshalb bei Augenleiden angerufen.

Nach diesem kurzen Überblick über das Leben und die Bedeutung der Heiligen, die in dieser Kapelle „zu Ehren der Altäre“ gelangt sind, wollen wir uns noch der weiteren Geschichte dieses vielleicht ersten Seedorfer „Gemeindegotteshauses“ zuwenden. (Zuvor gab es wahrscheinlich nur die Kapelle der Herren von Zimmern im Seedorfer Wasserschloß). Als im Jahre 1723 der Konstanzer Weihbischof Franz Johannes Anton die von der Landesherrin, also der Freien Reichstadt Rottweil, erbaute Pfarrkirche einweihte, hatte die Kapelle ihre Schuldigkeit getan. Sie wurde zwar, so berichten die Kirchenbücher, im Jahre 1764 renoviert, doch zu Anfang des 20. Jahrhunderts war sie dem Zerfall nahe. Das Dach war schlecht, die Fensterbögen stürzten ein, im Innern war alles wüst und grau. So entschloß man sich, die Kapelle in den Jahren 1907 und 1908 gründlich zu erneuern. Die Renovation kostete 624 Mark. „Am 20. Dezember 1913 war alles bezahlt durch milde Gaben“, berichtet uns der Chronist, um dann den Seedorfern noch ein großes Lob auszusprechen: „Der Opfersinn der hiesigen Gemeinde kann als sehr gut bezeichnet werden, da auch unsere schöne Pfarrkirche zum großen Teil durch milde Gaben bezahlt werden konnte. Der liebe Gott segne die Wohltäter, die heilige Agatha möge für alle beim lieben Gott Fürbitte einlegen.“ Weitere Neugestaltungen fanden dann in den Jahren 1932 und 1966 statt. Auch hierbei wurde viel Eigenarbeit geleistet und viele Spender halfen, die notwendigen finanziellen Mittel aufzubringen. Dies gilt besonders auch für die jüngste Renovation 1994/95. Nun strahlt dieses kleine Kirchlein wieder barocken Glanz aus. Sowohl Beter als auch Kunstfreunde können künftig öfters in ihr Einkehr halten, da die Betreuerin, Frau Rosa Schneider, sie jeden Sonntag offen halten wird.

Julius Wilbs



Die „Alte Dunninger Orgel“ erklingt nun am Fuße der Karpaten

Trotz intensivster Bemühungen war es nicht möglich, unsere alte pneumatische Orgel einer Gemeinde in Deutschland zu verkaufen. Daher entschloß sich die Kirchengemeinde, das Instrument dem Hilfswerk RENIVABIS anzubieten. TENOVABIS leistet im Osten Europas kirchliche Aufbauarbeit. Der Malteser Hilfsdienst, der den Transport von Hilfsgütern für RENOVABIS organisiert, teilte uns mit, daß unsere Orgel nach Mukacevo in die Ukraine gebracht würde.

Auf Bitten der Malteser erklärten wir uns bereit, den Aufbau des Instruments in der Ukraine mit einem kleinen Team unter der Leitung von Günter Laubmann zu übernehmen. Zusammen mit Karl Mauch machten wir uns Ende Februar auf den Weg. Durch die Spendenbereitschaft der Dunninger Einwohnerschaft waren humanitäre Hilfsgüter aller Art mit auf der Reise. Nach langer Fahrt über Wien, Budapest und Debrecen erreichten wir die ukrainische Grenze, wo uns ein acht Kilometer langer LKW-Rückstau erwartete. Mit eingeschaltetem Blaulicht wurden die bis zu fünf Tage wartenden Fahrzeuge passiert, und unser aus einem Kleinbus und zwei Lastzügen bestehender Konvoi erreichte den Grenzkontrollposten.

Dort hatten wir über sechs Stunden Aufenthalt. Zum Schluß stand unser Konvoi fast zwei Stunden auf einer wenig vertrauenerweckenden Hängebrücke über den Grenzfluß Tisza (Teis). Bei jedem Fahrzeug, das entgegenkam, gab die Brücke spürbar nach und ein gewisses mulmiges Gefühl ließ sich nicht unterdrücken. Nach fast zweitägiger Fahrt kamen wir spät in der Nacht in Mukacevo an, und wurden im Haus der Malteser einquartiert. Eine junge Frau hatte mit dem Essen auf uns gewartet und bei Wodka und ukrainischem Rotwein löste sich die Anspannung der langen Reise allmählich.

Am nächsten Morgen bekamen wir bei Tageslicht auf der Fahrt ins Zentrum der 100.000 Einwohner zählenden Stadt einen ersten Eindruck der dortigen Verhältnisse: der Zustand der Straßen war katastrophal, die Häuser größtenteils verwahrlost. Pferdefuhrwerke erinnerten an längst vergangene Zeiten. An der Kirche, die Bischofskathedrale der dortigen Diözese ist, erwarteten uns viele helfende Gemeindemitglieder und ein ungarischer Pater. Ein junger taubstummer Mann übernahm die Reparatur unseres defekten Vorderreifens. Bettelnde Kinder umlagerten unsere Fahrzeuge: Wir befanden uns 1500 Kilometer von unserer Haustüre in einer völlig anderen Welt.

Die Orgel wurde ausgeladen, und schnell war ein geeigneter Platz im Kirchenschiff gefunden. Ein dort stehender Altar wurde kurzerhand versetzt und der Aufbau konnte beginnen. Binnen kurzer Zeit standen Gehäuse, Spieltisch und Windladen. Die Männer und Frauen der Kirchengemeinde halfen, wo es ging und zeigten großes Interesse. Günter schloß den Motor an, Karl kümmerte sich um die teilweise beschädigten Pfeifen: Ein Grenzsoldat war bei der Güterkontrolle mit seinen Knobelbechern rücksichtslos über die sorgfältig verpackten empfindlichen Metallpfeifen gelaufen.

Zum Mittagessen waren wir im Pfarrhaus eingeladen. Überrascht stellten wir fest, daß die Eßgewohnheiten den unseren sehr ähnlich sind: Nudelsuppe, Gulasch, Rote Beetesalat und selbst eingemachtes Kirschenkompott. Laut unseres Leiters, Robert, benötigt die Zubereitung eines solch reichhaltigen Mahles einen ganzen Tag, da die Beschaffung der Lebensmittel äußerst schwierig ist. Im Pfarrhaus konnten wir uns erfolgreich gegen den obligatorischen Wodka wehren. Bei anderen Gelegenheiten stellten wir erstaunt fest, daß eine Ablehnung des hochprozentigen Getränkes mit Unverständnis quittiert wurde, die Gastgeber zum Teil sogar beleidigt reagierten.

Wieder in der Kirche angekommen, warteten wir sehnsüchtig auf den ersten Ton einer Pfeife, als unser Motor plötzlich den Geist aufgab. Da eine Reparatur kaum möglich erschien, machte sich Ratlosigkeit breit. Nach etlichen Stunden und wir konnten weiterarbeiten. Nachdem das erste Register eingebaut und gestimmt war, fuhren wir abends zum Malteser Haus. Dort konnten wir dann erleichtert berichten, daß es war Gott sei Dank der Fehler gefunden, zwar Schwierigkeiten mit der Elektrik gegeben hatte, nun aber die Situation wieder im Griff war.

An den darauffolgenden Tagen wurde unermüdlich weitergearbeitet. Die Mahlzeiten nahmen wir bei Familien, die uns täglich zum Essen einluden, den Pfadfindern und im Pfarrhaus ein. So bekamen wir einen regen Kontakt zur dortigen Kirchengemeinde. Leider wurde die Arbeit durch das immer nur kurze Aufheizen der Kirche mittels einer großen Gebläseheizung erschwert. Ein ordentliches Stimmen war, bedingt durch ständige Temperaturschwankungen, äußerst problematisch und benötigte sehr viel Zeit. Etliche Luftbälge mußten mit neuem Leder, das wir von zu Hause von einem befreundeten Orgelbauer bekommen hatten, repariert werden. Trotzdem konnten wir die Orgel soweit fertigstellen, daß am Sonntag die meisten Register einer großen Anzahl dankbarer Kirchenbesucher vorgestellt werden konnten. Da am Abend wieder die Heimreise angetreten werden mußte, verbrachten wir den Nachmittag mit der Endstimmung. Nochmals wurden wir durch einen Fehler, diesmal in der Windladensteuerung aufgehalten. Mit dem letzten Stimmen einer kleinen Mixturpfeife stand unser Bus vor der Kirche, um uns abzuholen. Überstürzt packten wir zusammen. Nach einer kurzen Mahlzeit und der Zusage, bald wieder zu kommen, verließen wir Mukacevo.

Nach einer Woche Abwesenheit und über 3000 gefahrenen Kilometern kamen wir gesund, aber völlig „gerädert“ zu Hause an.

Nach wenigen Tagen starteten Karl und ich ein Hilfsprojekt für Mukacevo. Innerhalb kurzer Zeit kamen über die CDU-Ortsverbände mehr als 400 gebrauchte Fahrräder, ausgediente Ski- und Wanderartikel sowie Kleiderspenden der Bevölkerung des Kreises Rottweil und Spielsachen für die Kinder von Mukacevo zusammen. Den größten Teil sammelten Karl und seine Familie. Beim transportgerechten Umbau der Fahrräder, die vor Ort über eine im Bau befindliche Fahrradstation an den Mann gebracht werden sollen, half uns der Kolpingsverein und die CDU. Karl war inzwischen bereits wieder vor Ort, um die richtige Verteilung der gespendeten Dinge zu garantieren. Ein weiterer Konvoi, der wieder vom Malteser Hilfsdienst kostenlos bereitgestellt wird, soll noch dieses Jahr in die Ukraine fahren, voraussichtlich im Dezember oder spätestens um die Jahreswende.

Über unsere alte Orgel haben wir eine Brücke schlagen können und sind sicher, daß es ein dauerhafter Brückenschlag sein wird. Allen, die in irgendeiner Weise mitgeholfen haben und dies weiter tun werden, sei herzlich gedankt.

Peter Hirsch, Kirchenmusiker

Konstantin Rapp's Urlaub am Schliersee

Dieser Bericht vom Urlaub am Schliersee wurde von Konstantin Rapp, Dunningen, handschriftlich aufgezeichnet und von seinem Betreuer Johann Marte, ebenfalls Dunningen, (fast) ohne jede Änderung abgeschrieben.

Die Leistung von Konstantin ist um so höher zu bewerten, als er den Urlaubsbericht zu Hause aus dem Gedächtnis verfaßt hat.

Konstantin Rapp berichtet folgendes über seinen Urlaub:

Bei unserer Abfahrt am Montag, dem 11. September 1995 in Dunningen, beziehungsweise Waldmössingen regnete es. Erst als wir von der Autobahn A 81 Stuttgart - Singen auf die Autobahn A 8 Stuttgart - München bei Sindelfingen eingefädelt hatten, hat der Regen aufgehört. Während wir auf der Autobahn nach München dahinfuhren, wurde es langsam heller.

Bei unserer Mittagsrast in Vaterstetten an der Autobahn A 99 München - Salzburg (Österreich) hatten wir das schönste Wetter, daß wir glauben konnten, der Sommer kehre nochmals zurück. Bei unserer Ankunft in Schliersee-Neuhaus Sankt Josefthal gab es gleich Kaffee und Kuchen. Dabei erhielt jeder einen Schlüssel mit der betreffenden Nummer für sein Zimmer; ich erhielt Nummer 12, letztes Jahr hatte ich Nummer 18. Nun bezogen wir unsere Zimmer. Dann wurde ein Spaziergang gemacht. Nach dem Nachtessen wurde Tennis oder Billard gespielt oder Wilhelm Tell, eventuell auch Tischfußball oder Fernsehen geguckt bis es Zeit war ins Bett.

Am Dienstag, dem 12. September, machten wir einen Stadtbummel in Schliersee und kauften Postkarten als Andenken vom Schliersee und seinem gleichnamigen Ort. Am Nachmittag machten wir einen Promenaden-Spaziergang am See entlang bis zum Motorschiff-Landesteg. Und am Abend nach dem Nachtessen fuhren wir ins Bauerntheater. "Der Brautwerber" hieß es, da suchte ein Bauernsohn nach einer Braut. Fand er sie auch gleich? Ich weiß es nicht mehr. Nach dem Theater, das um 22.30 Uhr zu Ende war, fuhren wir nach Hause ins Bett.

Am Mittwoch, dem 13. September, blieben wir am Morgen zu Hause, schrieben Postkarten, spielten Billard und Tennis und Wilhelm Tell. Am Nachmittag machten wir die Motorschiffahrt: Um 14.05 Uhr stiegen wir ins Schiff, fuhren auf dem See herum, an der Insel Wörth vorbei bis 100 m an die Strandhäuschen heran, zum Landesteg an der Straße und von dort von Landesteg zu Landesteg bis zum Hauptlandesteg. Derselbe war um 14.45 Uhr erreicht. Wir stiegen aus, bedankten uns beim Kapitän und kehrten im Gutshotel "Alpenrose" ein. Nach dem Nachtessen fuhren wir zum Konzert ins Kurzentrum, und nach demselben war es wieder Zeit ins Bett.

Am Donnerstag, dem 14. September, konnten wir, da es regnete, am Morgen nirgendwohin, so vertrieben wir halt die Zeit mit Billard- und Wilhelm-Tell-spielen, eventuell auch Tennisspielen und Fernsehgucken. Aber am Nachmittag so um 2 rum (14 Uhr) fuhren wir nach Schliersee ins Hallenbad schwimmen, das dauerte bis halb vier Uhr. Nach dem Nachtessen wurde mit erstgenanntem (Billard, Wilhelm Tell, Tischtennis und Fernsehgucken) weitergemacht, bis es Zeit war ins Bett.

Am Freitag, dem 15. September, ging es nach München in den Zoo (Tierpark) Hellabrunn. Dort sahen wir die verschiedenen Tierarten, die es auf der Welt gibt: Vogel Strauß, Ganges Gavial, Elefantenschildkröte, Rotes Riesenkänguruh, Goldgelbes Löwenäffchen, Edelpapagei, KaiserPinguin, Schnee-Eule, Eisbären, Moschusochsen, Walrosse, Elfenbein-Möwen, Berglemminge, Krabbentaucher, Seeleoparden, Europäische Rens, Weißgesichtsseidenschnäbel, den kleinen Goldregenpfeifer, den Vielfraß, das Alpenschnee-

huhn, Hermelin, Regenbrachvögel, Polarfüchse und -hasen, Gerfalken, Zwergschwäne, Schneeammern und viele andere mehr. Auch durften wir Autofahren und Zügle und das Mittagessen einnehmen im Restaurant. Nur allzu schnell vergingen die schönen Stunden, und schließlich mußten wir an die Heimfahrt denken, wo das Nachtessen auf uns wartete. Vor der Abfahrt picknickten wir noch.

Am Samstag, dem 16. September, da machten wir einen Besuch im Heimatmuseum neben der "Alten Post". Dort sahen wir, wie man früher wohnte, alte Bauerntruhen, Kleiderschränke, Tische, Stühle, Betten, Himmelbetten. Bei einem solchen sah ich sogar an der Kopfwand (kurz Kopfmiet genannt) ein Bild von der Grabesruhe Christi. In der hinteren Stube sah ich ein Bild des heiligen Sebastian. Auch alte Uhren sahen wir und Spinnräder, Flachsbrecher, wie d' Ahne einen hatte. Auch eine große Küche mit Grillrost, Rauchfang und vieles mehr. Nach dem Mittagessen ging's zum Spitzingsee. Dort wollten wir mit der Seilbahn auf den Taubenstein fahren, aber die Fahrt kam zu teuer heraus. So gingen wir halt irgendwo anders hin. Ja, wir fuhren über Bayrisch Zell ins Sudelfeld bis zu einer Stelle, wo man nicht mehr weiterfahren kann und darf. Dort blieben wir bis zur Heimfahrt, wo das Nachtessen auf uns wartete. Nach dem Nachtessen wollten wir in den Wolfseer Hof (der liegt auch in Richtung Bayrisch Zell, halbwegs, bißchen in Richtung Rosenheim) tanzen. Auch dies kam zu teuer heraus. So fuhren wir halt zu einer Wirtshaft, kehrten ein und blieben bis zur Heimfahrt ins Bett.

Am Sonntag, dem 17. September, ging's nach Schliersee zum Gottesdienst in die Sankt Florianikirche. Nach demselben ging's zu Frühschoppen und Konzert ins Kurzentrum. Danach wurde ein Spaziergang auf der See-Ufer-Promenade gemacht, auch gepicknickt, danach ging's zum Flohmarkt. Auf dem Flohmarkt wurde alles gekauft und verkauft, von Wanduhren, Wecker, Büfets, Kommoden, Sessel, Sofas und vieles andere. Ich wollte eine schöne Familienbibel kaufen, gerade dieselbe, wie ich mal eine sah bei Kaufmann Grafen. Als ich hörte, daß sie zu teuer heraus kam (120 DM kostete sie), sagte ich: "Oha, dann kaufe ich lieber etwas anderes."

Dann schaute ich noch ein paar Klappmärchenbüchle an, wie Hänsel und Gretel, Schneewittchen, Rotkäppchen und der Wolf, der Wolf und die sieben Geißlein, Dornröschen, Brüderchen und Schwesterchen und Aschenputtel. Auch schaute ich nach einem Buch mit dem Titel "Globus, die Welt, in der wir leben" und nach einem Mayer-Weltatlas. Aber da sagte mir Verena, daß wir wieder weiter möchten, heimwärts, wo schon der Kaffee samt dem Kuchen auf uns warteten. Nach demselben ging's zum Motorbootfahren auf dem Schliersee, welches auch Spaß machte und über eine Stunde dauerte. Um Dreiviertel 4 waren wir angekommen und um halb 6 waren wir wieder am Landesteg. Dann ging's heimwärts zum Nachtessen. Danach gingen wir Fernsehgucken im Kellergeschoß unseres Ferienheimes Sankt Josefthal. Wir erlebten den Beginn des Oktoberfestes in München.

Am Montag, dem 18. September ging es nach dem Frühstück zum Minigolf-Spielen. Wir wollten dies in Schliersee tun, aber dort war der Platz besetzt. So blieb uns halt nichts anderes übrig als nach Bayrisch Zell zum dortigen Minigolfplatz zu fahren. Auch dies machte mir Spaß, aber nicht bloß mir, sondern uns allen. Um Dreiviertel 12 Uhr war das Spiel fertig, und es ging heimwärts, wo das Mittagessen auf uns wartete. Nach demselben und dem Kaffee - dieser kam diesmal eineinhalb Stunden früher als sonst - fuhren wir wieder nach Bayrisch Zell, diesmal, um Andenken für daheim einzukaufen. Auch besuchten wir die Kirche, haben eingekehrt und einige Postkarten gekauft von Bayrisch Zell, dem Tatzelwurm und dem Wendelstein. (Anderntags ging's ja da rauf).

Auch besuchten wir die Kirche und den Friedhof in Bayrisch Zell. Auf dem Rückweg - es war schon 4 Uhr - kehrten wir noch im Restaurant "Alpenrose" ein, bestellten jeder von

uns eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen. Dann wurde es langsam Zeit zur Heimfahrt...

Anderntags, am Dienstag, dem 19. September, fragte ich beim Frühstück Verena, ob wir heute auf den Wendelstein fahren. Als die bejahende Antwort kam, sagte ich: "Das habe ich gestern schon gedacht." Es war ja gut, daß unsere drei Betreuer George, Hermann Schmieder und Verena immer, wenn wir nicht wußten, ob wir um Mittag wieder daheim sind, für ein Picknick sorgten. Zuerst muß der Tatzelwurm go bald kommen, dachte ich, und als ich ihn in Sicht bekam, sagte ich: "Da kommt er." Zuerst machten wir in Sankt Margrethen im Reitstall halt. Wir durften reiten, denn Hermann wollte von jedem ein Bild machen. Anschließend fuhren wir zum Wendelstein - Zahnradbahnhof. Dort wurde ein Zahnradbahn-Ticket gelöst. Um 10 Uhr fuhren wir von daheim ab, um halb 11 Uhr kamen wir nach Sankt Margrethen, um 11 Uhr zum Wendelstein - Zahnradbahnhof, um halb 12 Uhr kam der Zug und um 12 Uhr waren wir oben. "Herkules, zieht es da kalt durch diesen Gang" dachte ich, als wir da durchschritten, beim Hin- und Rückweg. Auf der Plattform angekommen, begann ich an jener Übersichtstafel zu lernen, daß die Erde keineswegs ein starrer Körper sei, sondern ein dynamischer, ständig arbeitender, ständig Gebirge und Täler schaffender Körper ist. Inzwischen kamen immer mehr Schüler zu uns, die auch lernten. Gleich als ich fertig war oder währenddessen noch gab mir Verena auch ein Brot, ein Wurstaufschnittbrot, eine Banane und eine Waffel. Inzwischen war es auch schon Zeit geworden, zum Bahnhof zurückzu- gehen. Ich fragte Verena wegen zur Sternwarte hinaufzugehen, da sagte sie: "Da können wir nicht hinauf, übrigens ist es auch zu kalt dazu." - "Klar, ich sähe den Mond doch nicht." "Brrr" machte ich, "Zieht's da kalt durch, wie im Winter". Denn wir schritten durch den Tunnel zum Bahnhof. Dort angekommen, schaute ich auf die Uhr: 5 Minuten nach 1 Uhr, oder besser 13 Uhr 5 Minuten, und 13 Uhr 15 Minuten kam der Zug. Schnell stiegen wir ein, und die Schüler, die mit auf der Plattform waren, stiegen ein, und auch „ältere Leute“ mit Kindern. Punkt 14 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, und wir kamen wieder herunter. Um 14.30 Uhr kamen wir unten an, stiegen aus und gingen für 2 Stunden in die Bahnhofswirtschaft, machten es uns gemütlich bis es Zeit war zum Heimfahren. An der Straße von Brannenburg, nicht weit von Sankt Margarethen weg, liegt auch ein Sägewerk. Als wir an dem vorbei waren, dachte ich, jetzt muß go wieder der Tatzelwurm kommen. Und als er in Sicht war "da kommt er", und gleich darauf weicht der Wald erstmalig links ein bißchen zurück, rechts bald auch ein bißchen. Kurz vor 6 Uhr (18 Uhr) kamen wir heim, und gleich steht das Nachtessen auf dem Tisch. Auch die Schüler, die mit uns auf dem Wendelstein waren, saßen bei Tisch. Danach ging's wieder ins Bauerntheater "Brautwerber" nach Schliersee, zum 2. Male während unseres Urlaubes.

Am nächstfolgenden Tag, Mittwoch, 20. September, fuhren wir zum 2. Mal nach München, und zwar in die Filmstadt Bavaria. Dort durften wir gleich beim Hinkommen mit einem Zügler in die Filmstadt einfahren. Dann kamen wir zu einem 6 m hohen, halbrunden, 8 m breiten und 6 m langen Bau. Er glich einem JumboJet-Rumpf. Beim Eintritt in ihn sahen wir schon Fern- seher laufen, sie zeigten Bilder aus dem Universum. "So Brocken fliegen im All herum" sagte ich und schaute eine Weile zu, dann ging ich weiter dem Mittelgang zu. Dort sah ich, als ich nach links schaute, mich selbst, mein eigenes Spiegelbild. Ich ging darauf zu, streckte die rechte Hand vor, weil ich meinte, der Weg ginge weiter. Auf einmal verspürte ich etwas Kühles. "Aha" dachte ich, "das ist ein Spiegel", und drehte mich um. Plötzlich erschrak ich, denn vor dem anderen Spiegel stand ein Wesen, das dem Teufel "ähnlich sah. Schnell ging ich zu den anderen. Verena, Frank und George waren noch in diesem Gang, aber auch im Begriff, in den nächsten Raum zu gehen. Dort sahen wir etwas vom Leben in einem U-Boot, auch eine Meuterei ging vor sich. Zuletzt schaltete unsere Begleiterin, eine Chinesin, die von der Filmwelt etwas versteht,

die Fernseher um und stellte sie so ein, daß wir uns selbst sahen. Sie führte uns noch in 2 weitere Räume; in einem ist Ostasien vertreten und im anderen Amerika. Dann machte sie eine Türe auf, die ins Freie ging. Draußen führte sie uns weiter und zeigte und erklärte dies und das. Zuletzt führte sie uns in den Bau mit der unendlichen Geschichte, wo der Drache Fuchur drin ist. Frank Lehmann durfte auf ihm reiten. Zuletzt führte sie uns durch ein U-Boot dem Ausgang zu einem Andenkenverkaufsstand; auch Spielzeug und Süßigkeiten gab es dort. Wir kauften auch davon, bloß nicht viel, wegen der Wespen. Dann gingen wir zu einer kleinen Feuerspritze.

Hei, mußten wir lachen! Hermann Schmieder und ich. Inzwischen war es zwischen halb und dreiviertel 1 Uhr geworden, und der Magen meldete sich. Während des Picknicks fragte ich Hermann, wohin es in Kürze gehe. "Wir fahren ins Olympiastadion", sagte er. Da erzählte ich ihm von der Ute Wild. "Ja, die kenne ich auch", sagte er, "ich wohne ganz in ihrer Nähe, gleich neben dran." - "So, also dann kann ich dich mal besuchen", sagte ich zu ihm. Und da fragte er: "Hast du Pfarrer Schmieder gekannt?" - "Ja freilich", gab ich ihm zur Antwort, „ich bekam von ihm die erste heilige Kommunion“. Und er sagte, er sei ein Großneffe von ihm. "So, sellenweg", sagte ich. Da schob er gerade dem Frank sein Laufwägele ins Auto. Dann stieg jeder, einer nach dem anderen ein, beim George und bei der Verena auch. Nun ging's der Olympia zu. Um 2 Uhr kamen wir dort an. Wir besichtigten zuerst das Stadion, dann picknickten wir gar fertig. Nun erst ging es der Schwimmhalle zu, in die wir auch hineingingen. "Schade, daß wir unser Badesach nicht bei uns haben", dachte ich. Von viertel- bis halb 4 Uhr blieben wir drin, dann gingen wir zum Olympia-Fernsehturm. Wir fuhren sogar mit dem Aufzug hinauf. Dreiviertel 4 Uhr war's, als wir zum Turm kamen. Und als wir droben waren, war es 5 vor 4 Uhr. "Jetzt sind wir aber weit droben", sagte ich zu Verena. Zuerst machten wir zweieinhalb Runden unten, dann gingen wir hinaus auf den Freirundgang ich sogar noch auf den oberen. "Herkules, zieht es da, nimmt einen schier der Wind mit, fast glaube ich, der bringt Regen" dachte und sagte ich und ging wieder hinunter. Unten angekommen, wollte ich es Verena sagen, aber die war nirgends zu finden. Ich machte, nach Verena suchend, noch drei Runden. Dann fuhr ich mit Robi, Karlheinz, Juretzka und den übrigen mit dem Aufzug nach unten, wo ich im Restaurant Verena wiederfand. Ich bestellte einen Kaffee... Als wir zum Picknickplatz kamen, sah ich viele Glocken, große und kleine. Und als wir in unsere Busse einstiegen, war es fast halb 6. Nun ging's aber schnell heimzu, und was ich auf den oberen Rundgängen des Olympiafensturms gesagt hatte, bestätigte sich. Das Wetter wurde schlechter. Und kaum waren wir daheim, begann es zu regnen. Am darauffolgenden Tag, Donnerstag, 23. September, begannen wir nach dem Frühstück unsere Koffer für unsere Heimfahrt zu packen. Nach dem Mittagessen ruhten wir bis um 2 Uhr. Dann gab's den Nachtsch, Kaffee und Kuchen. Schließlich kam der Tag des Abschieds, der Freitag, der 22. September. Wir packten unsere Koffer gar, zogen unsere Betten ab und steckten das Kissen und die Decke in den Schrank, in welchem wir vorher unsere Koffer hatten. Die Schmutzwäsche steckten wir in einen dafür bereitgelegten Sack und transportierten diesen in den Wäschecontainer im Keller. Wir trafen so die letzte Vorbereitung zur Abfahrt. Dann war es Zeit zum Frühstück. Nach demselben trugen wir unsere Koffer ins Auto. Beinahe hätte ich mein Reiseneccessaire noch vergessen, wenn mir es Hermann nicht nachgetragen hätte. Ich bedankte mich bei ihm herzlich dafür.

O Gott im Himmel, die hätte ich jetzt schier vergessen, schier in Sankt Josefthal gelassen, wenn Hermann nicht nachgeschaut hätte. Tausend Dank ihm! So kam's mir immer wieder in den Sinn während der ganzen Heimfahrt. Um 10 nach 9 Uhr fuhren wir an der Sankt Leonhardskirche in Fischhausen vorbei. Um 10 Uhr 20 waren wir an der Sankt Florianskirche in Schliersee. Um halb 10 in Hausham, zwischen halb und dreiviertel 10 in

Agathenried. Dort dachte ich an d' Ahne und s'Rappen Agathle. Es reut mich heute noch, daß ich damals nicht mit dem Agathle hinaus bin, daß ich der Ahne hätte sagen können, ob sie nicht auch so friedfertig könne sein wie ihre Namensschwester. Hermann steuerte auf unserem Heimweg nicht Miesbach und Weyarn an, sondern Thalham und Bad Tölz. Um 11.37 erreichten wir Fürstenfeldbruck und um 12.12 Uhr Olching und daselbst erreichten wir die Autobahn A8 München-Stuttgart. Dort ereignete sich etwa um 10 Uhr oder um 11 Uhr ein Verkehrsunfall. Ein Hubschrauber von der Straßenwacht (Allgemeiner Deutscher Automobilclub, gekürzt ADAC) und die Polizei standen dort, und ein 5 km langer Autostau. Um dreiviertel 1 kamen wir zur Raststätte Burgau. Dort wurde mal gehörig Mittagsrast gemacht. Burgau liegt wie ich von unserer lieben Verena gehört habe - kurz hinter Augsburg und Ulm, von letzterem noch 50 km entfernt. Um 14 Uhr fuhren wir wieder weiter und kamen an den Raststätten Leipheimer Albhöhe/Graubingen vorbei. Wir fuhren über den Weilheimer Viadukt, sahen links die Burg Teck, dies war um 14.45 Uhr. Und um 15.15 Uhr überfuhren wir erstmalig den Neckar. Um 15.30 Uhr fädelten wir auf die Autobahn A81 Stuttgart-Singen über, fuhren um 15.45 Uhr an der Raststätte Schönbuch vorbei und durchfuhren bald darauf den Schönbuchtunnel. Kurz darauf überfuhren wir den Neckar zum 2. Male und kamen zur Raststätte Neckartalblick. Dort gab es Platzwechsel für ein paar meiner Kameraden, für Rainer Munz, Karlheinz Fieberg; Robi ? und Renate ? stiegen um zum George, und Verena, die vorher beim George war, kam zu uns.

Ich schaute vor der völligen Verabschiedung noch bei Karlheinz Fieberg auf die Uhr: 4 Uhr war's, 16 Uhr. Dann fuhren wir weiter. 8 Minuten später kam rechts Irslingen und links Rottweil in Sicht. 2 weitere Minuten später passierten wir die Raststätte Neckarburg und überfuhren gleich darauf den Neckar zum 3. Male. (16.10 Uhr). Gleich darauf (16.12 Uhr) fuhren wir an Villingendorf vorbei. Wieder fast eine Viertelstunde später kam die Landstraße 462 Dunningen - Rottweil in Sicht, 16.25 Uhr war's. Dort fuhren wir sogar drunter durch und fädelten ein auf sie.

"Diese Straße führt nach Dunningen", sagte ich. "Wer wohnt dort?" entgegnete Karlheinz Juretzka. "Ha, jetzt fragt der auch noch, wer wohnt dort, und weiß ganz genau, daß ich ein Dunninger bin. Und 15 Minuten später machten wir auf meinem Hof halt: Hermann, Verena und gerade eben dieser Karlheinz Juretzka. Ich schloß die Haustüre auf, und sie halfen mir, den Koffer hereinzutragen und auch die Sporttasche. "Komm, wir tragen sie gleich in die Kammer, zwischen Schrank und Tisch. Dann zeigte ich den drei Menschen, die die ganze Urlaubszeit bei mir gewesen waren, die Bilder an der Wand. Besonders Hermann zeigte ich das Bild von mir und Ute Wild. Und den anderen die Bilder meiner leiblichen Eltern, mein eigenes, die meiner zweiten Mutter und das von ihrer Schwester Marie und der geschwistigen Kinder. Hermann sagte ich noch Bescheid, wenn ich kommen kann.

Dann gab ich jedem der drei die Hand und sagte, "Karlheinz wollte noch wissen, wer die Frau auf dem großen Bild ist. Ha, dies ist meine leibliche Mutter", sagte ich zu ihm.

"Theresia Aigeldinger hieß sie zum Geburtsnamen, ihr leiblicher Vater war ein Villingendorfer, ihr Stiefvater ein Dunninger. Ihre leibliche Mutter war eine Horgenerin; Katharina hieß sie, und der Stiefvater Kaspar. Es waren vier Brüder: Kaspar, Peter, Paul und Gregore.

Dann wollte er nichts mehr wissen, gab mir die Hand, ich machte es auch so, allen dreien. Auf Wiedersehen bis zum nächsten Mal.

Es geschah vor...

(Gedenktage des Jahres 1996)

Vor 10 Jahren (1986)

Die Ortsteile Seedorf und Dunningen feiern die 1200jährige Wiederkehr der 1. urkundlichen Erwähnung.

Vor 20 Jahren (1976)

Erstmals legen an der Realschule Dunningen Schülerinnen und Schüler die „Mittlere Reife“ (Abschlußprüfung der Realschule) ab.

Vor 25 Jahren (1971)

Apotheker Heinrich Hirt, der seit 1952 die Dunninger Apotheke betrieb, übergibt diese an den Apotheker Jürgen Schultze

Vor 30 Jahren (1966)

Der Gemeinderat bewilligt der Kirchengemeinde einen Zuschuß in Höhe von 150.000 DM zum Neubau der Kirche.

Die Firma Ginter feiert ihr 70jähriges Jubiläum ,

Die Nachbarschaftshauptschule Dunningen-Locherhof nimmt den Betrieb auf.

Der TSV Dunningen gründet unter Vorstand Johann Marte eine Gymnastikgruppe für Frauen.

Vor 70 Jahren (1926)

Die Heilig-Kreuz-Kapelle wird durch Kunstmalers Pfaff aus Rottweil gründlich renoviert . In Dunningen wird ein Viehversicherungsverein gegründet, um, wie es im Gründungsprotokoll heißt, nach dem unseligen Krieg noch "mehr und größere Belastungen der Landwirte durch Verlust von Vieh zu verhüten". Dem Verein, der heute von Tierarzt Dr. Otto Käppeler geführt wird, gehören gegenwärtig noch 46 Mitglieder an, die 1026 Stück Vieh versichert haben.

Vor 80 Jahren (1916)

Die Frau des im Kriegseinsatz weilenden Johann Bantle wird auf der Straße von einem Blitz erschlagen

Vor 90 Jahren (1906)

Erste urkundliche Erwähnung der Dunninger Narrhalla

Eröffnung der Postverbindung zwischen Rottweil - Dunningen - Schramberg

Investitur von Pfarrer Fleck

Vor 100 Jahren (1896)

Heftiges Erdbeben in Dunningen und Umgebung

Die bürgerlichen Kollegien beschließen den Bau einer Wasserleitung. Sie wird bereits am 12. Dezember desselben Jahres eröffnet.

Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) erscheint.

Vor 110 Jahren (1886)

Das im Bäcker Storz`schen Garten gelegene ehemalige Schul- und Rathaus wird durch Feuer zerstört.

Vor 120 Jahren (1876)

Emil Maier, ein bedeutender Politiker der Weimarer Republik und Innenminister des Landes Baden, wird in Dunningen geboren.

Außerordentlich strenger Winter, des bis ins späte Frühjahr dauert.

Vor 130 Jahren (1866)

Die Postablage in Dunningen wird in eine Postexpedition umgewandelt (Versand und Abfertigung)

Vor 140 Jahren (1856)

In Dunningen wird eine Postablage errichtet. Postablagesorger wird Kronenwirt Mogger.

Vor 150 Jahren (1846)

Auf dem Gottesacker wird ein steinernes Kreuz errichtet. Dabei verunglückt Bildhauer Schaub tödlich.

Das Gasthaus zur „Sonne“ brennt nieder.

Vor 160 Jahren (1836)

Gesetz zur Verbesserung des Volksschulwesens

Gesetz zur Abschaffung der Fronen

Vor 180 Jahren (1816)

Regierungsantritt von König Wilhelm I. von Württemberg, dem „König der Bauern“ wie er von seinen Untertanen liebevoll und dankbar genannt wurde.

Vor 190 Jahren (1806)

Kurfürst Friedrich von Württemberg, genannt „der dicke Friedrich“, nimmt die Königswürde an.

Vor 200 Jahren (1796)

Bürgermeister und Rat der Stadt Rottweil geben dem ihr zugehörigen Dorf Dunningen einen Schutzbrief gegen die heranrückenden Franzosen

Vor 210 Jahren (1786)

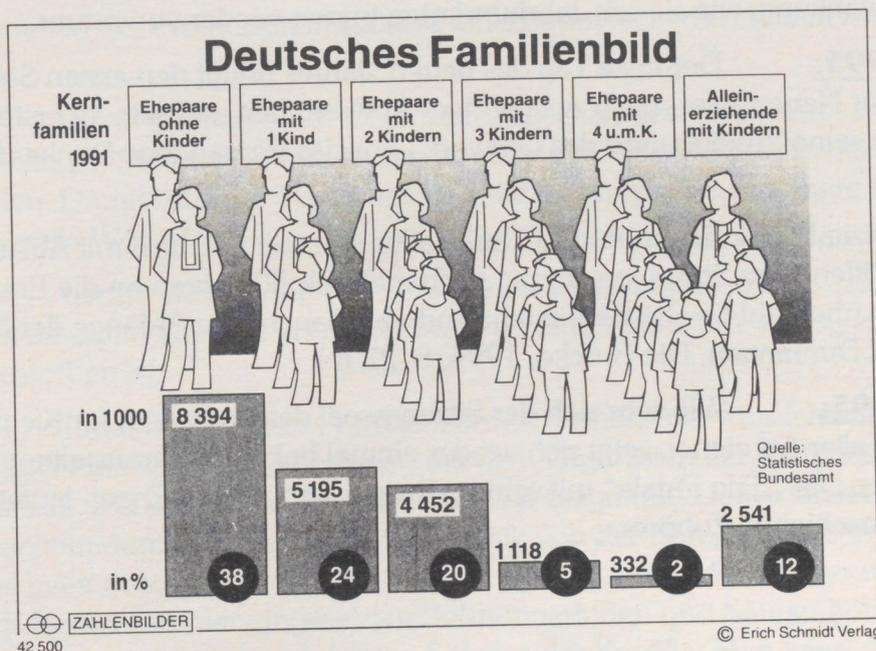
Der untere Ort brennt bis auf 18 Häuser nieder. Der Brand entstand durch spielende Kinder. Auch die ortsnahen Dinkelfelder wurden ein Raub der Flammen.

Vor 260 Jahren (1736)

Zwischen 9 und 10 Uhr abends brennen 22 Häuser ab. Dabei verlor ein Weib, Agatha Hirtin, das Leben.

Vor 350 Jahren (1646)

Bürgermeister und Rat der Stadt Rottweil bitten den Generalvikar von Konstanz gegen den Dunninger Pfarrer Magister Johann Eytenbenz wegen „unpriesterlichem Wandel“ und „bösem Exempel“ ernstlich einzuschreiten.



Dunninger Chronik

(vom 1.12. 1994 - 30.11.1995)

04.12.1994: Der Heimat- und Kulturverein eröffnet im Rathaus eine sehenswerte Ausstellung: „Dunninger Gebäude - einst und jetzt“. Die von Dr. Käppeler initiierte Schau findet bei der Bevölkerung großes Interesse und allgemeine Beachtung. Gleichzeitig wird der Fotoband „Im Wandel der Zeit - Bilder aus Dunningen, Seedorf und Lackendorf“- , vorgestellt. Er enthält über 140 Fotografien aus den verschiedenen Lebensbereichen.

10.12.1994: Olivia Molina - der Name hat in Dunningen einen guten Klang. Auch in diesem Jahr gibt sie wieder ein Weihnachtskonzert in der vollbesetzten Martinskirche. Sie wird von jungen Sängern aus La Paz (Bolivien) begleitet, wo der frühere Dunninger Pfarrer Neuenhofer sich der verwahten und verwaisten Kinder annimmt.

05.12.1994: Der Gemeinderat beschließt, die Junghans- Villa in der Hauptstraße abzurechen.

19.12.1994: Der Kreistag beschließt auf seiner Sitzung in der Dunninger Turnhalle, das Raumordnungsverfahren zum Bau einer Müllverbrennungsanlage auf der Markung Deißlingen-Lauffen einzuleiten.

Walter Rall aus Lackendorf erhält bei der Jahresabschlusssitzung des Gemeinderates die Ehrenmedaille der Gemeinde überreicht.

22.12.1994: Es schneit, zwar wenig, doch immerhin zeigt der Winter, daß es ihn noch gibt.

26.12.1994: „Die Junggesellenhochzeit“ heißt das Theaterstück, das der Gesangsverein Liederkranz in diesem Jahr aufführt. Die Spielleute erfreuen wie in jedem Jahr die zahlreichen Liebhaber des Laientheaters.

31.12.1994: Ein ungewöhnlich warmes Jahr geht zu Ende. Nicht nur der Sommer war sehr heiß, auch der Herbst geizte nicht mit viel Sonne und Wärme. Manche Wissenschaftler sprechen von einer bevorstehenden langfristigen Klimaveränderung, ja sogar von einer Klimakatastrophe, andere meinen, es handele sich um eine ganz normale Klimaschwankung, wie sie seit Jahrhunderten immer wieder vorkommt.

01.01.1995: Der erste Tag des neuen Jahres bringt den ersten Schnee des Winters. Pfarrer Neuenhofer- nach zweijähriger Abwesenheit auf seinem ersten Heimaturlaub- stellt seine Predigt unter das Leitwort: „Für das Vergangene Danke- für das Kommende Ja.“

Das Elektrizitätswerk Schönborn KG aus Talhausen teilt mit, daß mit Ablauf des Jahres 1994 die öffentliche Stromversorgung nach mehr als 80 Jahren an die Energieversorgung Schwaben übergeht (siehe dazu auch: Andreas Mauch, Die Anfänge der Elektrizitätsversorgung in Dunningen, Die Brücke, 1994, S. 22 ff).

20.01.1995: Wie sehr sich der Sitzungssaal des Rathauses für Kleinkunstveranstaltungen aller Art eignet, zeigt sich wieder einmal bei einer Veranstaltung des Dunninger Forums. Das „Trio Fatale“ mit seinem Programm „Lauter Engel- lauter Lügen“ die zahlreich erschienen Zuhörer.

21.01.1995: Das „Frohe Alter“ veranstaltet einen Heimatnachmittag, an dem über 80 Senioren und Seniorinnen teilnehmen. Dabei hält Rektor Wilbs einen Vortrag über die Geschichte Dunningens.

26.01.1995: Das Standesamt gibt bekannt, daß seit dem 1. April 1994 ein neues Familiennamengesetz gilt. Danach können Ehegatten bei der Eheschließung einen Ehenamen bestimmen. Ehenamen kann sein der Geburtsname des Mannes oder der der Frau. Wird kein Ehenamen bestimmt, so führen die Eheleute ihren bei der Eheschließung geführten Namen weiter.

25./26.02.1995: Mit gelungenen Vorträgen in Wort und Gesang, schwungvollen Tänzen und farbenprächtigen Auftritten bei den beiden Bürgerbällen zeigt sich die Holzepfelhausener Fasnet wieder einmal von ihrer besten Seite. Zum Höhepunkt wurde wieder einmal mehr der Vortrag des Kolpingsbruders Hermann Hug.

05.03.1995: In der Tenne hält der in Dunningen gebürtige Historiker Dr. Edwin Weber auf Einladung einer Bürgerinitiative zur Erhaltung der Junghans-Gebäude vor zahlreichen Zuhörern einen Vortrag mit dem Thema: „Das alte Gewerbezentrum von Dunningen“. Er spricht sich eindeutig für den Erhalt der gesamten Anlage aus.

06.03.1995: Erneut berät der Gemeinderat über das Schicksal des letzten Gebäudes vom alten Dunninger Gewerbezentrum in der oberen Hauptstraße. Doch leider folgt die Mehrheit des Gemeinderates weder dem Antrag der Sozialgemeinschaft auf Erhalt des Villenteils noch dem Begehren einer Bürgerinitiative auf den Gesamterhalt des Komplexes. Damit ist das Schicksal besiegelt. Das Gebäude wird abgerissen werden.

09.03.1995: Die Dunninger Kirchengemeinde schenkt die alte Orgel einer Pfarrei in der Ukraine (siehe gesonderter Bericht von Peter Hirsch). Der dortige Pfarradministrator bedankt sich mit einem Brief für das großzügige Geschenk der Martinusgemeinde. Wir lesen darin u.a. folgendes: „Unser Pfarramt ist sehr alt. Die erste Erwähnung stammt aus dem Jahr 1387. In der Kirchengemeinde St. Martinus leben ca. 6500 Gläubige, davon 5850 Ungarn, 400 Deutsche und 250 Slowaken. Die geschenkte Orgel steht bei dem Altar in der Kathedrale Kirche Mukachevo. Wir hoffen, daß zwischen uns eine verbindende Brücke durch die Kirchenmusik geschlossen wird.“

09.03.1995: Margit und Pablo Schneider-Mathis sind nach mehr als 10jähriger bzw. 4jähriger Arbeit in der Partnerschaftsdiözese Chachapoyas in die Heimat zurückgekehrt.

09.03.1995: Die 1. Damen- und 1. Herrenmannschaft des Tennisclubs werden Meister der Kreisklasse I. Sie werden nun in der kommenden Hallensaison in der Bezirksklasse II spielen. Damit setzt der TC Dunningen die Aufstiegsserie in höhere Regionen auf eindrucksvolle Weise fort.

08.04.1995: Große Bestürzung breitet sich in der Gemeinde aus, als bekannt wird, daß der erst 25 Jahre alte Markus Auber an den Folgen eines am Vortag erlittenen Arbeitsunfalles gestorben ist.

09.04.1995: Ein eindrucksvolles Kirchenkonzert gestaltet der Musikverein Dunningen am heutigen Palmsonntag. Zusammen mit dem Organisten der Martinusgemeinde, Peter Hirsch, und unter der Gesamtleitung von Siegmund Oehler bietet die Kapelle einen Querschnitt durch Werke der Kirchenmusik von der Barockzeit bis in die Moderne. Besonders beeindruckt sind die Zuhörer von den „Spirituals für Sänger und Blasorchester“ von H. Egner. Die hier eingesetzten Solosängerinnen und Sänger konnten dabei ebenso überzeugen wie die zuvor gehörten Solisten der Kapelle. Man kann die Mu-

sikkapelle nur dazu ermuntern, auch zukünftig sich an solche anspruchsvollen Werke zu wagen. Der Erlös des Konzertes kommt übrigens der neuen Orgel und dem Martinuskindergarten zugute.

09.04.1995: Erfreulich viele Kinder und Jugendliche zogen am Palmsonntagvormittag bei der Palmprozession in die Kirche ein. Vor Jahren schien dieser uralte Brauch, der an den Einzug Jesu in Jerusalem erinnern soll, beinahe auszusterben.

12.04.1995: Der Verkehrsbericht 1994 wird veröffentlicht. Danach gab es im Kreis Rottweil 1994 insgesamt 11 Tote, davon einer auf dem Gewinn Stampfe (Dunningen). Auch liegt einer der 34 Unfallschwerpunkte im Kreisgebiet auf der Dunninger Gemarkung: die Einmündung des Herrenzimmerner Weges in die Bundesstraße 462. Insgesamt gab es im Kreis 2408 Verkehrsunfälle, 144 infolge Alkoholeinwirkung. Der Bestand an Kraftfahrzeugen beträgt 87.828, das sind 638 Autos auf 1.000 Einwohner.

01.05.1995: Wie in den letzten Jahren üblich geworden, so stellt auch heuer die Dunninger Kolpingsfamilie wieder einen Maibaum auf dem Kirchplatz auf. Erstmals ist er in diesem Jahr mit den Zeichen der verschiedenen Dunninger Handwerker versehen. Bei gutem Wanderwetter finden wieder zahlreiche Veranstaltungen der einzelnen Vereine statt. Auch der Musikverein tut ab 6.00 Uhr in der Früh der Einwohnerschaft Dunningens durch flotte Weisen kund, daß der Mai gekommen ist.

06.05.1995: Beim Liederabend des Liederkranzes ist die Festhalle bis auf den letzten Platz besetzt.

01.06.1995: Da die bisher von den Gemeinden bei Männern zwischen 18 und 50 Jahren erhobene Feuerwehrrabgabe vom BVG für verfassungswidrig erklärt wurde, muß sich der Gemeinderat nach einer neuen Geldquelle umsehen, um das Defizit von ca. 100.000 DM in der Gemeindekasse aufzufangen. Der Gemeinderat beschließt, die Grundsteuer B von 280% auf 310% zu erhöhen.

Zum 2. Male veranstaltet das „Frohe Alter“ eine Seniorenfreizeit im Bregenzer Wald. Daran nehmen über 60 unserer älteren Mitbürger teil. Das Durchschnittsalter der Teilnehmer beträgt dabei stolze 75,3 Jahre.

30.06.1995: „Strategie eines Schweines“ heißt das Ein-Mann-Theater, das in den Dunninger Kunstbühne der Familie Eichmüller vom Dunninger Forum veranstaltet wird. Markus Stöcklin versteht es, die Zuschauer gut zu unterhalten.

01.07.1995: Claudia Benner heißt die neue Geschäftsführerin der Kirchlichen Sozialstation Rottweil-Land mit Sitz in Dunningen. Sie löst den bisherigen Geschäftsführer Otto Erath ab, der diese Tätigkeit aus Altersgründen beendet.

01.08.1995: An der Hauptschule der Dunninger Eschachs Schule wird ein 10. Schuljahr eingerichtet, das im Schuljahr 1995/96 von 12 Schülern besucht wird, die sich freiwillig dazu gemeldet haben. Sie können nun an dieser Hauptschule die „Mittlere Reife“ ablegen. Damit kann der Schulstandort Dunningen, der seit 25 Jahren den ländlichen Raum zwischen dem Städtedreieck Rottweil-Oberndorf-Schramberg abdeckt, erneut ausgebaut und gefestigt werden.

24./25.06.1995: Das 9. Dunninger Dorffest ist wieder ein großer Magnet für viele Besucher aus dem gesamten Kreisgebiet, obwohl die Witterung - insbesondere am Samstag - nicht gerade günstig ist. Doch die 26 teilnehmenden Vereine haben vorgesorgt: fast alle haben inzwischen Buden und Zelte, die sie wetterunabhängiger machen. Immer mehr werden neben dem reichhaltigen Angebot der verschiedensten Speisen und Getränke

auch Schaudarbietungen angeboten. Besonders die Musikschule tut sich auf diesem Gebiet hervor.

03.07.1995: In einer Pressemitteilung beklagt sich die Polizeidirektion Rottweil, daß bei den Discoververanstaltungen, die vornehmlich von den dörflichen Vereinen veranstaltet werden, die Bestimmungen des Jugendschutzgesetzes nicht mehr eingehalten werden. Teilweise würden die Kinder sogar von ihren Eltern zu diesen Veranstaltungen gebracht. Ein bemerkenswerter Vorgang: Die Staatsgewalt erklärt sich als machtlos gegenüber Kindern und Jugendlichen.

16./17.07.1995: Der FC Dunningen feiert das 75jährige Jubiläum.

24.07.1995: Der Gemeinderat beschließt, für das neue Baugebiet Hochwiesen einen Bauplatzpreis von 128 DM/qm zu erheben.

24.08.1995: Die Gemeindeverwaltung teilt mit, daß sich in den Dunninger Wäldern der rindenbrütende Borkenkäfer stark vermehrt. Erste gravierende Schäden sind bereits aufgetreten. Die Waldbesitzer werden aufgefordert, die Waldbestände laufend zu kontrollieren.

24.08.1995: Bei den regelmäßig durchgeführten Geschwindigkeitskontrollen der Verkehrspolizei werden wiederum manche Autofahrer mit zu hoher Geschwindigkeit er-
tapt. Jedes 7. Automobil ist zu schnell. Die Höchstgeschwindigkeit von 50 km/h wird von über 40 Fahrzeugkernern überschritten. Der schnellste ist mit 80 km/h unterwegs.

30.08.1995: Die neue Bevölkerungsstatistik weist nun für Dunningen 5688 Einwohner aus. Dabei halten sich Männer und Frauen in etwa die Waage. Der Anteil der ausländischen Einwohner beträgt 108 Männer und 100 Frauen.

24.08.1995: Seit 18 Jahren gibt es in Dunningen eine Gymnastikgruppe eigens für Senioren und Seniorinnen. Die Mitbürger über 60 Jahren treffen sich einmal wöchentlich zu einer Gymnastikstunde.

11.09.1995: Bürgermeister Winkler gibt bei einer Sitzung des Gemeinderates bekannt, das Verkehrsministerium habe mitgeteilt, daß die Nordumgehung in den nächsten Jahren noch nicht verwirklicht werden könne. Der Gemeinderat will Schritte unternehmen, dieses Vorhaben, das seit über 20 Jahren diskutiert und geplant wird, zu beschleunigen, da die Fahrzeugdichte von Jahr zu Jahr zunehme und die Zustände langsam unerträglich würden.

19.09.1995: Die Pfarrgemeinde bietet einen Fortbildungskurs an: „Selbstverteidigung/Selbstschutz für Frauen, auch mit Partner“.

25.09.1995: Das Arbeitsamt Rottweil legt die neuesten Beschäftigten - und Arbeitslosenzahlen für die Gesamtgemeinde vor: es sind 1.259 versicherungspflichtige Beschäftigte registriert, da sind 7,7% mehr als im Vorjahr. Der Ausländeranteil liegt bei 116 Beschäftigten (1993: 107). Von den 104 Arbeitslosen (= 5%) sind 47 Frauen und 9 Ausländer.

29.09.-01.10.1995: Die Dunninger Realschule feiert das 25jährige Jubiläum. Viele ehemalige Schüler feiern mit. Alle Besucher sind besonders beeindruckt von den Aufführungen des Rockmärchens Tabaluga, das die Schüler zu diesem Fest einstudiert haben.

11.10.1995: Die drei Pfarrgemeinden wallfahren nach Heiligenbronn. Die Wallfahrt steht unter dem Leitwort: „Maria- Mutter der Hoffnung - Wege der Hoffnung“.

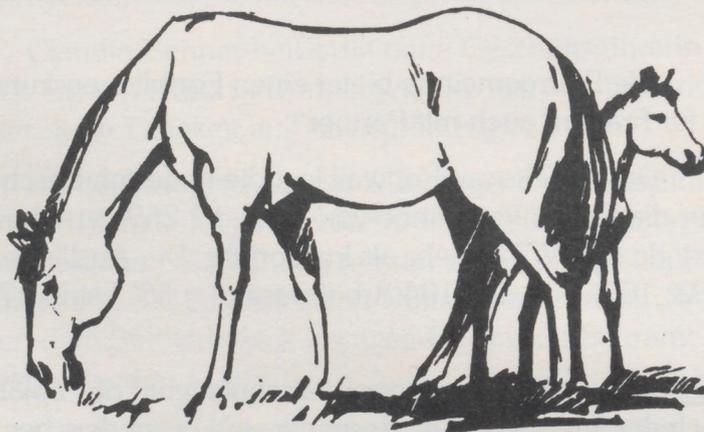
21.10.1995: Das Dunninger Altenzentrum nimmt Gestalt an. Die Sozialgemeinschaft Dunningen hat dem Deißlinger Architekten Michael Rottweiler bei einem Realisierungswettbewerb unter 23 Architekten den 1. Preis zugesprochen. Das Preisgericht entschied sich für diesen Vorschlag, weil er nicht nur eine Verbindung von der Hauptstraße zur Gartenstraße schaffe, sondern auch mit seinen differenzierten und eigenständigen Baukörpern zu einem baulichen Zentrum komme.

27.10.1995: Erich Finkbeiner, Träger des Ehrenrings der Gemeinde und Inhaber des Bundesverdienstkreuzes, stirbt im Alter von 68 Jahren. Finkbeiner war von 1968 bis 1989 Mitglied des Gemeinderates Dunningen. Daneben war es noch einige Jahre im Kreistag tätig. Er war Gründungsmitglied des CDU- Ortsverbandes und des Ortsbauernvereins (siehe auch „ Die Brücke“ 1989 - Im Wechselrahmen)

04.11.1995: Die Dunninger Wehle-Brauerei gibt bekannt, daß sie ihre Bierproduktion einstellt. Sie hätte im Jahre 1997 ihr 150jähriges Bestehen feiern können.

11.11.1995: Der SPD-Ortsverein lädt zum 10 Kinderflohmarkt ein. Nach Schätzungen des Veranstalter kamen rund 600 Kauflustige in die Turnhalle, um preiswerte Kinderkleidung, Sportartikel und Spielsachen zu kaufen.

12.11.1995: Der Dunninger Kirchenchor feiert sein 200jähriges Jubiläum. Der Festgottesdienst wird mit der Missa brevis in B-Dur von Joseph Haydn feierlich gestaltet. Neben dem Kirchenchor wirken auch noch die aus Dunningen stammende Sopranistin Susanne Graf und Mitglieder des Collegium musicum Oberndorf mit. An der Orgel spielt Bertold Braitsch, die Gesamtleitung liegt in den bewährten Händen von Kirchenmusiker Peter Hirsch. Nachmittags feiert die Martinusgemeinde mit den Nachbarchören aus Seedorf und Bösing in der Festhalle bei Kaffee und Kuchen. Erstmals tritt auch ein Kolpingschor öffentlich auf.



Chronik 1995 - Ortsteil Seedorf

Dezember 1994

- Im Rahmen einer Betriebsfeier der Firma Kern-Liebers erhält der langjährige Betriebsratsvorsitzende und auch in den Vereinen am Ort seit Jahrzehnten aktiv tätige Adolf Ernst durch Oberregierungsrat Walde das Bundesverdienstkreuz überreicht.
- Turbulente Szenen gibt es bei einer sehr gut besuchten Veranstaltung der Raiffeisenbank, als Vorstand und Aufsichtsrat ihre Absicht kundtun, zum Jahresende die Selbständigkeit des Geldinstitutes aufzugeben und sich der Volksbank Schramberg anzuschließen. In der die Woche darauf stattfindenden Generalversammlung erteilen die Mitglieder diesem Vorhaben eine klare Absage. Der Aufsichtsrat nimmt dies zum Anlaß, geschlossen zurückzutreten. Ein neuer Aufsichtsrat muß gewählt werden, der dann Werner Schmid zu seinem Vorsitzenden bestellt.

Januar:

- David und Gertrud Trumm, geborene Schneider, wohnhaft in der Kurzenstraße, dürfen das Fest der Goldhochzeit feiern.
- Der Ortschaftsrat befaßt sich zusammen mit Architekt Digeser mit der ins Auge gefaßten Sanierung der Sporthalle. Gleichzeitig spricht sich das Gremium dafür aus, die Planungsleistungen zum Ausbau der „Seegasse“ an das Rottweiler Ingenieur und Planungsbüro zu vergeben.

Februar:

- Erneut befaßt sich der Ortschaftsrat mit der Sporthallensanierung. Die Einrichtung einer Galerie über den bisherigen Garagenboxen wird in Erwägung gezogen, nachdem Bürgermeister Winkler keine Möglichkeit sieht, den geforderten Hallenanbau (Bühnenausstoß) finanziell zu gewährleisten. Gleichzeitig wird Genugtuung über die gelungene, endlich fertig gewordene Sanierung des Hallenbades ausgedrückt.
- Mit einer zünftigen Narrenpredigt trägt der ehemalige Pfarrer Neuenhofer in der Narrenmesse am Sonntagvormittag wesentlich zum Gelingen der diesjährigen Fasnet bei.
- Ein wiederum vielseitiger Rosenmontagszug zieht durch die Straßen des Ortes. Am Dienstag besuchen Elferrat und Narren als Abschluß der offiziellen Fasnet den Kindergarten.

März:

- In der Konkathedrale St. Eberhardt in Stuttgart erhält Reinhard Hangst die Diakonatsweihe. Angehörige, Verwandte und Freunde sowie Pfarrer Hönle, Bürgermeister Winkler und Ortsvorsteher Pfaller wohnen der liturgischen Feier bei, die im Heimatort von Pfarrer Hönle in Kiebingen bei Rottenburg mit einem Essen beschlossen wird. Einen Vespergottesdienst am Sonntagabend in der Ortskirche gestaltet der Männergesangsverein „Harmonie“, dem der Kleriker bis zum Tage als aktives Mitglied angehört. Im Sitzungssaal des Rathauses wird der denkwürdige Tag mit einem Stehempfang abgeschlossen.
- Der Ortschaftsrat gibt den künftigen Straßen im Neubaugebiet Namen und man einigt sich, daß Landschaften aus dem baden-württembergischen Raum zur Geltung kommen sollen.
- Michael Schupp wird Nachfolger vom langjährigen Revierleiter Hermann Heigl und somit neuer Leiter des Forstbezirkes Seedorf.

April:

- Der junge Motorradclub hält in der „Rose“ seine Generalversammlung ab.
- Am Weißen Sonntag gehen, vorbereitet von Frau Kammerer aus Dunningen und zahlreichen Müttern, 28 Mädchen und Buben zur Erstkommunion.

Mai:

- Der Tischtennis Club hält Generalversammlung und die Sprachheilschule feiert in der Halle ein Frühlingsfest.
- Im alten Schulhaus an der Waldmössinger Straße eröffnet der dort tätige Bildhauer, Maler und Fotograf Hermann eine Galerie mit Exponaten seines Schaffens. Die Gemeinde, vertreten durch Bürgermeister Winkler und Ortsvorsteher Pfaller, erhält vom jungen Künstler drei Werke, die im Foyer des Dunninger Rathauses einen würdigen Platz finden sollen.
- Auf Antrag des Lehrerkollegiums der Grundschule beschließt der Ortschaftsrat, vor dem Schulhof eine Schranke anzubringen, um den Verkehr und die abendliche Zweckentfremdung vom Pausenhof abhalten zu können.
- Auf großes Interesse stößt wieder die Generalversammlung der Raiffeisenbank in der Sporthalle. Hermann Hangst, wohnhaft in Aichhalden, wird für seine 40 jährige Mitgliedschaft und seine langjährige Mitarbeit im Aufsichtsrat ausgezeichnet. Oberprüfer Staiger schlägt sehr zum Unmut der Versammlung die Verschmelzung mit der Volksbank Schramberg vor.
- Aus Anlaß des 300 jährigen Bestehen und dem Abschluß umfangreicher Sanierungsarbeiten der Agathakapelle in der Heiligenbronner Straße lädt die Kirchengemeinde zu einem Gottesdienst beim religiösen Kleinod ein. Rektor Wilbs hat aus diesem Anlaß eine Festschrift über die Geschichte des kleinen Gotteshauses verfaßt, und der Heimat- und Kulturverein Dunningen übergibt durch Dr. Käppeler und Vorsitzende Binder einen Scheck zur Finanzierung der Renovierungskosten.

Juni:

- Nachdem der Fertigbelag auf der neuangelegten Landstraße zwischen Dunningen und Seedorf angebracht wurde, beginnt die Firma Bantle mit der Entschärfung der Hochkreuz Kurve an der Gemarkungsgrenze Seedorf - Waldmössingen. Die Arbeiten werden zusammen mit der Anlegung einer Abbiegespur zum Schotterwerk am „Staigle“ vorgenommen. Zudem wird die gefährliche Kuppe um ca. einen Meter abgetragen. In diesem Zusammenhang muß auch die dort kreuzende Wasserleitung tiefer gelegt werden und dabei wird die Wasserversorgung für Seedorf außerplanmäßig für mehrere Stunden unterbrochen.
- Die drei Feuerwehren nehmen mit einer starken Abordnung, unter der sich auch zwei Seedorfer Wehrmänner und Ortsvorsteher Pfaller befinden, am 100 jährigen Jubiläum der Feuerwehr in der sächsischen Partnergemeinde Seifersdorf teil.
- Der Straßenendbelag auf dem hinteren Teil der Sulgener Straße wird aufgebracht. Gleichzeitig wird die „Hochwiesenstraße, die „Franz Haas-Straße“ und die „Albstraße“ im Neubaugebiet „Hochwiesen“ mit einem Bitumenbelag versehen.
- In der Generalversammlung des Sportvereins wird der Abstieg der 1. Mannschaft in die Kreisklasse B beklagt. Ein neuer Trainer kann verpflichtet werden.
- Der Jahrgang 1936 feiert in der Böisinger Marienkapelle goldene Erstkommunion.
- Bei optimaler Witterung wird die Heuernte in der Rekordzeit von nur einer Woche eingebracht.

Juli:

- Bei einem heftigen Gewitter schlägt ein Blitz in den Geräteschuppen der ehemaligen Gärtnerei Schneider in der Sulgener Straße ein. Beherzte Nachbarn und Feuerwehrleute, die auf einer nahen Baustelle arbeiten, sind schnell zur Stelle und können größeren Schaden verhindern. Nur der Dachstuhl ist etwas in Mitleidenschaft gezogen.
- Mit einem „Tag der offenen Tür“ erinnert der Obst- und Gartenbauverein an das 20 jährige Bestehen seiner Obstversuchsanlage am Hetzelsrain.

August:

- David Trumm der erst im Januar Goldhochzeit mit seiner Frau Gertrud feiern durfte, stirbt unerwartet.
- Kurz hintereinander können drei Bauherren auf „Hochwiesen“ den Richtbaum auf ihr künftiges Eigenheim setzen.

September:

- Der Ortschaftsrat vergibt die Planleistungen zur Erweiterung der Gewerbefläche „Schafwiesen-Unterbergenweg“. In gleicher Sitzung wird dem Ortschaftsrat die Möglichkeit über die Errichtung eines kleinen Lebensmittelmarktes eröffnet.
- Gemeinde und Ortschaftsrat gehen auf Besichtigungsfahrt in die Schweiz. Auf Einladung der EVS-Geschäftsstelle Oberndorf wird dort das Kernkraftwerk Beznau und das Hackschnitzel-Heizkraftwerk der Stadtwerke Bad Säkingen in Augenschein genommen.
- Auf dem Gelände der Firma Reifen-Maier am Unterbergenweg wird unter dem Motto „Imtakt 2000“ eine drei Tage dauernde Benefizveranstaltung zu Gunsten der Lebenshilfe Oberndorf/Schramberg durchgeführt. Prominenteste Kapellen sind die „Jungen Klostertaler“ aus Vorarlberg, die als einzige nicht auf ihren Honorar verzichteten, und die „Neue Böhmisches Blasmusik“ mit dem Ex-Seedorfer Werner Worpitz als Sänger.

Oktober:

- Erstmals muß der Ortschaftsrat zum vorgesehenen weiteren Ausbau des Baugebietes „Hochwiesen“ einer Baulandumlegung den Weg ebnen. Für die Sporthalle wird die Beschaffung einer Beschallungsanlage befürwortet.
- Die drei Kirchengemeinden Dunningen, Lackendorf und Seedorf unternehmen eine nächtliche Fußwallfahrt ab Seedorf Rathausplatz nach Heiligenbronn. Die Predigt hält der scheidende Superior des Klosters, Peter Schmid.
- Die Jugendvereinigung lädt vor allem die Kommunalpolitiker - selbst Bürgermeister Winkler war anwesend - der Gemeinde zu einem politischen Diskussionsabend in den Jugendraum ein. JVS-Vorsitzender Stefan Schneider stellte nach mehr als zweistündiger ergiebiger Aussprache fest, daß man doch einiges voneinander gehört und sich so fruchtbar austauschen konnte.
- Der Männergesangsverein besucht Diakon Reinhard Hangst an seinem derzeitigen Wirkungsort in Weingarten und gestaltet den Sonntagsgottesdienst in der dortigen Kirche.
- Zusammen mit dem Gemeinderat und der Verwaltung nehmen neben Mitgliedern des Lackendorfer Ortschaftsrates auch Mitglieder des Seedorfer Gremiums an einem Besichtigungs- und Informationsabend bei der Firma Kopf in Sulz-Bergfelden teil. Mit Experten dieses Unternehmens, dem Fachingenieurbüro Renninger und Vertretern der Stadtwerke Schramberg wird nach Möglichkeiten Ausschau gehalten, für gemeindliche Einrichtungen in Dunningen-Ort eine möglichst effektive Heizungs- und Brauchwasseraufbereitung zu finden.

November:

- In der Bürgerfragestunde teilt Werner Schmid als Aufsichtsratsvorsitzender der Raiffeisenbank mit, daß die Selbständigkeit der Ortsbank durch die Anstellung des Herrn Bodo Steinle aus Villingendorf, eines weiteren hauptamtlichen Vorstandsmitgliedes, erhalten werden konnte. Vom Bundesaufsichtsamt sei die notwendige Bewilligung eingegangen.

Dezember:

- Der Männergesangverein eröffnet die Serie von Generalversammlungen im „Rössle“.
- Die Ortsverwaltung lädt traditionell die Senioren am Nachmittag des 1. Adventssonntag ins „Rössle“ ein.
- Unter der Regie von Anton Storz bringt die Laienspielgruppe des Gesangvereins „Harmonie“ am Wochenende des 4. Adventssonntags in der Sporthalle das Lustspiel: „Auf Spitz und Knopf“ zur Aufführung.

Rudi Merz, Seedorf





Dunninger Ehrentafel

(Stand 01.12.1995)

Träger des Bundesverdienstkreuzes

Herbert Laufer, Dunningen
 Ewald Haas, Seedorf
 Adolf Ernst, Seedorf
 Schwester Jucella (früher Kindergarten
 Seedorf)

Ehrenbürger der Gemeinde Dunningen

Pfarrer Johannes Schmider, Dunningen
 Rektor Adolf Zinser, Dunningen
 Franz Haas, Seedorf

Träger des Ehrenrings der Gemeinde Dunningen

Herbert Laufer, Dunningen
 Konrad Zwerenz, Dunningen
 Johann Marte, Dunningen
 Pfarrer Josef Maria Neuenhofer, La Paz

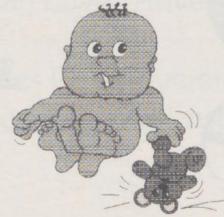
Inhaber der Bürgermedaille der Gemeinde Dunningen

Julius Wilbs, Dunningen
 Ernst Glatthaar, Seedorf
 Andreas Stern-Fautz, Seedorf
 Walter Rall, Lackendorf

1. Zahl der Geburten vom 01.12.1994 - 25.11.1995

a. Dunningen	31
b. Seedorf	32
c. Lackendorf	3

	66

**2. Zahl der Eheschließungen vom 01.12.1994 - 30.11.1995**

a. Dunningen	10
b. Seedorf	12
c. Lackendorf	5

	27

**3. Zahl der Sterbefälle vom 01.12.1994 - 30.11.1995**

a. Dunningen	23
b. Seedorf	12
c. Lackendorf	3

	38



Sterbefälle

(vom 01.12.1994 - 30.11.1995)

Dezember

06.12.94	Antonie Klara Mauch geb. Miller, Dunningen, Hauptstr. 22	75 J.
19.12.94	Anna Keck geb. Storz, Dunningen, Rottweiler Str. 67	77 J.
24.12.95	Albert Werner, Dunningen, Seedorfer Str. 27	89 J.

Januar

08.01.95	Heinz Neumann, Dunningen, Rilkestr. 1	65 J.
21.01.95	Engelbert Haag, Seedorf, Freudenstädter Str. 52	66 J.

Februar

07.02.95	Eugen Kammerer, Dunningen, Locherhofer Str. 46	74 J.
20.02.95	Helene Schnell geb. Gaus, Dunningen, Bitzentheileweg 7	56 J.
24.02.95	Alfons Kramer, Lackendorf, Kirchstr. 6	83 J.
25.02.95	Antonie Suhr geb. Bantle, Seedorf, Freudenstädter Str. 90	45 J.

März

15.03.95	Karl Bahr, Seedorf, Sulgener Str. 3	68 J.
22.03.95	Gertrud Hülk geb. Jauch, Dunningen, Lessingstr. 11	73 J.

April

07.04.95	Ludwig Wurst, Dunningen, Seestr. 9	74 J.
07.04.95	Markus Auber, Dunningen, Oberer Friedhofweg 9	25 J.
12.04.95	Gertrud Maria Hangst geb. Speck, Seedorf, Uhlandstr.2	53 J.
15.04.95	Ida Mauch geb. Mauch, Dunningen, Seedorfer Str. 35	80 J.

Mai

03.05.95	Sofie Weber geb. Mauch, Dunningen, Seedorfer Str. 42	80 J.
28.05.95	Emma Helena Flaig geb. Maier, Seedorf, Sulgener Str. 11	75 J.
31.05.95	Maria Haas geb. Stern, Dunningen, Mozartstr. 11	78 J.

Juni

04.06.95	Bertha Flaig geb. Roth, Seedorf, Sulgener Str. 45	87 J.
19.06.95	Reinhold Hall, Lackendorf, An der Steige 4	56 J.

Juli

02.07.95	Walter Benner, Dunningen Schramberger Str. 80	70 J.
15.07.95	Erika Maria Werner geb. Haag, Dunningen, Schramberger Str. 19	52 J.
16.07.95	Renate Hannelore Rottler geb. Burri, Seedorf Am Brestenberg 21	53 J.
17.07.95	Josephina Stern, Dunningen, Rottweiler Str. 41	84 J.

August

04.08.95	Rosa Werner geb. Ohnmacht, Seedorf, Freudenstädter Str. 70	88 J.
08.08.95	Rosa Scholl geb. Jauch, Dunningen, Hafnerweg 8	82 J.
12.08.95	David Franz Trumm, Seedorf, Kurze Str. 22	77 J.
16.08.95	Anna Maria Schaumann, Lackendorf, Eschbronner Str. 30	78 J.

September

04.09.95	Berta Keller, Seedorf, Am Brestenberg 24	62 J.
14.09.95	Gustav Adolf Flaith, Seedorf, Sulgener Str. 77	85 J.

Oktober

17.10.95	Karlheinz Franz Anders, Dunningen, Mozartstr. 8	68 J.
23.10.95	Walter Eugen King, Dunningen, Eschachstr. 23	56 J.

November

03.11.95	Luzia Heim geb. Schuler, Seedorf, Heiligenbronner Str. 5	85 J.
04.11.95	Wolfgang Karl Dieter Brändle, Dunningen, Jacob-Mayer-Str. 23	43 J.
22.11.95	Barbara Theresia Pflumio geb. Glaser, Dunningen, Schulstr. 9	80 J.

NACHRUF

Die Gemeinde Dunningen trauert um

Herrn Erich Finkbeiner

Träger des Ehrenrings der Gemeinde
Inhaber des Bundesverdienstkreuzes,

der am vergangenen Freitag überraschend und allzu früh verstorben ist. Herr Finkbeiner war von 1968 bis 1989 Mitglied des Gemeinderates und hat während dieser 21 Jahre die Entwicklung und Geschicke unserer Gemeinde entscheidend mitgeprägt. Hervorzuheben ist sein großer Einsatz während der Gemeindegebietsreform und für die Landwirtschaft.

Von 1984 bis 1989 hat er unsere Gemeinde im Kreistag vertreten.

In Anerkennung seiner großen Leistungen wurde Herrn Finkbeiner im Dezember 1989 das Bundesverdienstkreuz und der Ehrenring der Gemeinde Dunningen verliehen.

Wir danken Herrn Erich Finkbeiner für seinen großen ehrenamtlichen Einsatz und werden ihn in guter Erinnerung behalten.

Für Gemeinderat und Gemeindeverwaltung
Gerhard Winkler
Bürgermeister



Der Landkreis Rottweil trauert um
seinen früheren Kreisrat

Erich Finkbeiner

der am 27. Oktober 1995 verstorben ist.

Erich Finkbeiner gehörte von 1984 bis 1989 dem Kreistag des Landkreises Rottweil an. Er hat mit seinem Einsatz um die Belange des Landkreises in hohem Maße Tatkraft, Gemeinsinn und Verantwortung bewiesen.

Gradlinigkeit und Aufrichtigkeit sowie großes Verständnis für die Sorgen der ländlichen Bevölkerung, brachten ihm allseits Achtung und Anerkennung. Der Bundespräsident hat seine Verdienste mit der Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gewürdigt.

Wir gedenken seiner in Dankbarkeit. Der Familie gilt unsere herzliche Anteilnahme.

Für den Landkreis Rottweil
Manfred Autenrieth, Landrat

Die Antwort

Ich habe die Weisen der Erde befragt
um Sinn und Ziel unseres Lebens.
Sie haben mir törichte Antwort gesagt,
mein Fragen, es blieb vergebens.

Ich habe die Reichen und Satten gesucht,
sie sollten das Glück mir weisen.
Sie haben Reichtum und Sattsein verflucht
und hießen mich weiterreisen.

Ich hab` mir die Starken und Mächt`gen der Welt
mit meiner Frage erkoren.
Die haben ihr Haus auf Sand gestellt,
auch dort war mein Fragen verloren.

Dann haben sie mir die Kunde gebracht
- ich hab` sie staunend vernommen -
von einem Kind, das in dieser Nacht
zu uns auf die Erde gekommen.

Da war mir die Seele froh und schwer
in schauenden, wissenden Stunden.
Der Sinn des Lebens? Ich frage nicht mehr,
ich habe die Antwort gefunden.

Verfasser unbekannt



